



Von Heraklit bis zur Gegenwart

was wäre schwerer zu erkennen,
als zu erkennen,
was wir erkennen.

Von Shosan Kogetsu

Inhaltverzeichnis

Vorwort 6

1

**DIE ANTIKE, VORSOKRATIK, DIE
ELATEN, SOKRATIK UND NATUR-
PHILOSOPHIE 7 BIS 5 J.H. 9**

HERAKLIT 550-480 V. CHR. 10

PARMENIDES 540-470 V. CHR. 17

2

**DIE PYTHAGOREER, DIE
MATHEMATIKER 23**

PYTHAGORAS 570-500 V. CHR. 24

3

**GRIECHISCHE KLASSIK, SOKRATES,
PLATON, UND ARISTOTELES. 28**

SOKRATES 470-399 V. CHR. 29

PLATON 427-347 V. CHR. 31

ARISTOTELES 384-322 V. CHR. 35

4

ANTIKE BIS FRÜHE NEUZEIT, SPÄTANTIKE UND MITTELALTER.....41

| | |
|---|-----------|
| PLOTIN 204-270 N. CHR..... | 42 |
| AURELIUS AUGUSTINUS 354-430 N.CHR..... | 46 |
| ANSELM VON CANTERBURY 1033-1109..... | 56 |
| THOMAS V. AQUIN 1225-1274..... | 59 |
| NIKOLAUS V. KUES 1401-1464..... | 61 |

5

ANTIKE BIS FRÜHE NEUZEIT. FRÜHE NEUZEIT: RENAISSANCE BIS RATIONALISMUS65

| | |
|--|-----------|
| GIORDANO BRUNO 1548-1600..... | 66 |
| FRANCIS BACON, BARON VON VERULAM 1561-1626..... | 75 |
| RENÉ DESCARTES 1596-1650..... | 81 |

6

DIE FRÜHE NEUZEIT BIS 19. JAHRHUNDERT. DIE FRÜHE NEUZEIT NACH DESCARTES: RATIONALISMUS UND EMPIRISMUS DES 17. JAHRHUNDERT91

| | |
|---|------------|
| GOTTFRIED WILLHELM LEIBNITZ 1646-1716..... | 92 |
| BENEDICTUS DE SPINOZA 1632-1677..... | 100 |
| JOHN LOCKE 1632-1704..... | 106 |

7

Die FRÜHE NEUZEIT BIS 19. JAHRHUNDERT: NEUZEIT, AUFKLÄRUNG BIS KANT113

| | |
|--|-----|
| VOLTAIRE 1694-1778 | 118 |
| JEAN-JACQUES ROUSSEAU 1712-1778 | 121 |
| IMMANUEL KANT 1724-1804 | 125 |

8

SPÄTE NEUZEIT: DEUTSCHER IDEALISMUS BIS JAHRHUNDERTWENDE134

| | |
|--|-----|
| JOHANN GOTTLIEB FICHTE 1762-1814 | 140 |
| FRIEDRICH WILHELM JOSEPH SCHELLING 1775-1854 | 142 |
| GEORG WILHELM FRIEDRICH HEGEL 1770-1831 | 144 |
| KARL HEINRICH MARX 1818-1883 | 149 |
| FRIEDRICH NIETZSCHE: 1844-1900 | 154 |

9

Der Beginn des 20. Jahrhunderts.....157

| | |
|---------------------------------------|-----|
| EDMUND HUSSERL 1859-1938 | 162 |
| KARL JASPERS 1883-1967 | 169 |

10

Der Linguistic turn und Strukturalismus, Wittgenstein und seine Nachfolger175

| | |
|--|-----|
| LUDWIG WITTGENSTEIN 1889-1951 | 176 |
|--|-----|

11

Pragmatismus und Poststrukturalismus. Die Postmoderne193

| | |
|--|------------|
| CHARLES SANDERS PEIRCE 1839-1914..... | 194 |
| JACQUES DERRIDA 1930-..... | 205 |
| BIBLIOGRAPHIE..... | 212 |

Vorwort

Wenn ich über Philosophie höre oder lese, kann ich mich anschliessend nur über mein mir angeeignetes Wissen äussern! - eine Interpretation aus meiner Sicht oder Widerspruch einer anderen Sicht - eine Empirie, die auf meiner eigen gesichteten und erfahrenen Wahrheit gründet. Kant wie Husserl denken, dass wir die Welt nur in dem Masse erkennen können, „wie es unser Bewusstsein von seinen Anlagen her zulässt“.

Heraklit sagte dazu: „Was man sehen, hören, erfahren kann, dem gebe ich den Vorzug.“ Er meinte aber auch: „die Natur liebt es sich zu verbergen“. In sich verbirgt sich aber immer auch ein Widerspruch. So besagt die z. B. Hegelschianische Dialektik: „Unsere Gedankenbewegung findet sich immer herausgefordert durch den Widerspruch“. Für mich aber eine Wahrheit, die ich als Wahrheit bezeichne oder ich zumindest dafür halte, somit in sich ein Widerspruch, aber nicht für mich. Es ist eine Sicht, die ich über einen transpersonalen Durchbruch abgleiche. So wie Heraklit oder später Montaigne: „Que sais-je?“ (was weiss ich), erforsche auch ich mich selbst.

Unter transpersonaler („¹Transzendenz“, Kant) Durchbruch verstehe ich: >seinem eigenen Wesen gewahr werden - so viele Menschen so viele Ansichten<. Jeder Mensch kann nur für sich selbst bestimmen, was für ihn die Wahrheit oder Wirklichkeit ist. „Nimmer noch gab es den Mann und nimmer wird es ihn geben, der die Wahrheit erkannt von den Göttern und allem auf Erden. Denn auch wenn er

¹ Lat. *transcendere* „hinübersteigen“ – über die Grenzen des „Diesseits“ und „Jenseits“. Bewusstseins überschreitend.

einmal das Rechte vollkommen getroffen, wüsste er selbst es doch nicht. Den nur Wähnen (hypothetisches Wissen) ist uns beschieden“ Xenophanes, Eleate. So verwende auch ich den Terminus Philosophie, wie ich ihn mit meinem (begrenzten) Verstand nachvollziehen kann. „Die Gehirntätigkeit setzt dem menschlichen Denken unüberschreitbare Grenzen; es kann nicht mehr leisten, als durch das Erregungsgeschehen in den Hirnzellen möglich ist“ Rohracher, 1953, 8.

Alles was ich schreibe gleiche ich ab über mein Wesen. Das heisst, jeder Mensch, der den gleichen Satz liest wie ich, verstehe den Satz nicht wie er an sich ist, sondern nur wie er ihn für sich interpretiert. Jeder Philosoph (von der Geburt der Philosophie an), hatte unterschiedliche Auffassungen und sah die Wahrheit von einer anderen Seite, aus seiner Sicht aus gesehen. Jeder sprach von seiner Wahrheit - denn nur darum geht es den Philosophen bis zum heutigen Tage an. So sprachen sie von **Luft (Anaximenes)**, **Wasser (Thales)**, und **Feuer (Heraklit)** usw. Aus diesem Grund (aus meiner Sicht) können wir eigentlich nur in der Mathematik einen gemeinsamen Nenner finden, nicht aber in der ²Empirie. Es ist aber nicht das Anliegen dieser Schrift sich über Mathematik auseinander zusetzen; nur so viel sei dazu gesagt: Ich formuliere den Satz: >Wir können uns fast alle einig sein, dass der Apfel eher rundlich ist als quadratisch. Wir können uns aber nie einig sein, ist der Apfel süß oder sauer - wir könnten uns streiten bis ans Ende unserer Tage<. Wir sind nach Sartre zur Freiheit verdammt so zu sein, wie wir konditioniert sind.

² Sinnes-Erfahrung

Wir werden immer wieder auf die Fragekomplexe 1. 2. und 3. stossen. Es sind die Fragen, die ich mir in diesem Zusammenhang grundlegend immer wieder stelle:

1. Die Frage nach dem *Urgrund*,

der ³*Arche*, und dem *Urgesetz*, dem ⁴*Logos*, der Welt. Und daran anschließend die Frage nach einem möglichen Einheitsgrund beider, einem Einheitsgrund von Arche und Logos, Urgrund und U-gesetz.

2. Die Frage nach dem, was „wahr“ ist. Wahr verstanden als Unverborgenheit - *Aletheia* - als das, was sich in einem tieferen Sinne „zeigt“.

3. Die Frage nach der Natur, des Menschen und seiner sittlichen Bestimmung; nach der Seele, dem Guten, der Tugend und der Glückseligkeit, der *Eudaimonia*.

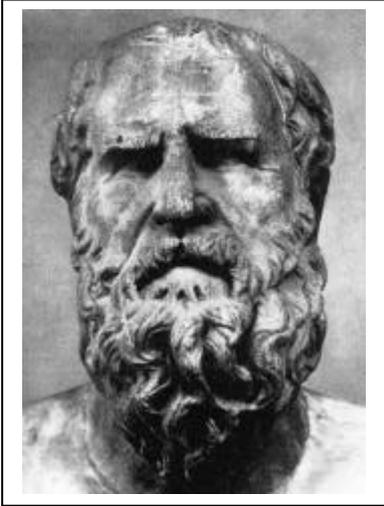
³ Griech. „Anfang“, Urgrund, Prinzip, Urform und latente Urkraft.

⁴ Griech. „Weltvernunft-Gesetz“, Gedanke, Begriff, Vernunft und Sinn – noch über den Götter thronend

1.

DIE ANTIKE, VORSOKRATIK, DIE ELATEN, SOKRATIK UND NATURPHILOSOPHIE 7 BIS 5 J.H.

Heraklit 550-480 v. Chr.



Zwischen dem 7 bis 5 Jahrhundert entstand in Ionien im heutigen Unteritalien, in einer griechischen Kolonie, die griechische Naturphilosophie, Vorsokratik. Die Vorsokratik umfasst die Naturphilosophie der Milesier, die Pythagoreer, die Eleaten, die Sophisten (griech. Aufklärung) und die jüngere Naturphilosophie der Atomisten (Leukipp und Demokrit.) Die ionische Schule stammt aus der Stadt Milet.

Thales 624-546 v. Chr. begründete diese ionische Naturphilosophie und war vermutlich erster griechischer Philosoph überhaupt. Thales wurde von späteren Generationen als einer der sieben Weisen verehrt. Thales interessierte sich vor allem für astronomische, physikalische und meteorologische Erscheinungen. Er nahm an, dass alle natürlichen Phänomene unterschiedliche Formen einer einzigen Grundsubstanz (frühere Form des Monismus), nämlich des Wassers, seien, da er Verdampfung und Kondensation als universale Vorgänge ansah. Nach Meinung des Anaximenes war der Urstoff die Luft. Er glaubte, dass sich Veränderungen denen die Dinge unterliegen, aufgrund von Verdünnung und Verdichtung der Luft erklären liesse.

Zwei anfängliche Denker Parmenides aus Elea, aus Italien und Heraklit aus Ephesos, aus Griechenland: **Die Antipoden - der Eine hat das ewige Sein gelehrt und der Andere dagegen das ewige Werden.** Oder anders gesagt z. B. bei Parmenides: Das Sein ist unbewegt und bei Heraklit: Was ist, ist gesetzmässig bewegt. Für Thales, wie oben erwähnt der Urstoff das Wasser ist, wendet sich Nikatos an Thales und sagte:... >erleuchte uns jetzt mit deinem Wissen<. Thales antwortete: >Ich, Thales, behaupte, dass der Anfang allen Lebens nur das Wasser sein kann, denn wo Leben ist, ist auch Wasser<. Für seinen Schüler Anaximander (ca. 611-546 v. Chr.) war das Urprinzip das Apeiron, d.h. das Unendliche. Von Parmenides weiss man am wenigsten; Platon nannte ihn den „Grossen“. Von Heraklit und Parmenides weiss man etwas mehr; auf ihn werde ich anschliessend näher eingehen.

Wegweisend in der Antike ist für mich **Heraklit**, der sagte: **„Dass es nichts gibt ausser dem Werden“.** Entnommen aus den Heraklitischen Fragmenten - Heraklit ein Vorsokratiker bzw. ein ionischer Naturphilosoph, eine Philosophie die vom 7. bis zum 4. Jahrhundert v. Chr. sich erstrecken. Eckdaten einer zeitlichen Bestimmung geben uns **Thales**; **„Ursprung von allem ist das Wasser“**, der ca. 624 bis ca. 546 v. Chr. lebte. Heraklit aus Ephesos lebte ca. 550 bis 480 v. Chr. Leider sind von ihm nur ca. 120 und 17 unsichere Fragmente überliefert, die nur schwer zugänglich sind. Sie bedürfen einiger Interpretationen um verstanden zu werden. Nicht umsonst hat man ihm schon im Altertum den Beinamen der **„Dunkle“** gegeben - ein ewiges Werden, ein Grundgesetz das alles durchwaltet „Logos“. Bei Heraklit noch über den Göttern thronenden Gesetzmässigkeiten des Alles. Bei Philon von

Alexandria ⁵(Patristiker 2.Jh. – 7.Jh. 25 v. Chr. – 40 n.Chr.) der vom Platonismus zur Religionsphilosophie wechselte, (Neuplatoniker und den ⁶Gnostikern) ist der Logos gleichbedeutend mit Gott durch das die Schöpfung entstand und das als Ganzes in Christus inkarniert, quasi Fleisch geworden ist. Die nachfolgenden Zeiten bei dem der Logos im Prinzip nur noch mit Gott gleichgesetzt wurde war ca. ab dem 9 Jh. mit ⁷Scholastik bezeichnet, 11. – 12. Jh. Frühscholastik 12. – 13. Jh. Hochscholastik (mittelalterliche Mystik von Meister Eckhart, Metaphysik: = Gott / Welt) und 4. Jh. die Spätscholastik.

Kehren wir zurück zu Heraklit der im Gegensatz zu Thales „der vom Wasser spricht“ vom Feuer spricht; Die ganze Welt ist ein Feuer, das aufglimmt und verlöscht, wieder aufglimmt und wieder verlöscht, in ewigem Kreislauf. Karl Jaspers sagte: Für Heraklit ist per Definitionem der Logos „alles zugleich und nichts ausschliesslich“. Inmitten einer gegensätzlichen Philosophie Xenophanes die Eleaten z. B. **Parmenides** (auf den ich anschliessend eingehen werde): „dass es nichts gibt ausser dem unveränderlichen Sein“ postulierte Heraklit die in Gegensätzen sich offenbarende Einheit. Eine Einheit die im Buddhismus Programm ist. Auch für den Buddhismus gibt es kein beständiges Sein, sondern alles ist im Werden und Vergehen. Ungefähr zur gleichen Zeit lebte Buddha (Heraklit 550 – 480 v. Chr. und Siddharta der Buddha 560 – 480 v.Chr.) als die Lehre von Siddharta Gautama als Buddhismus bezeich-

⁵ Lat. Patres, Philosophie und Theologie der Kirchenväter.

⁶ Griech. Gnosis - Erkenntnis die in der Schau Gottes erlebte Einsicht in die Welt des übersinnlichen.

⁷ Schola = Schule, meint diejenigen, die sich schulmässig mit dem Wissen beschäftigen. Fragen werden rational in ihrem Für und Wider geprüft und einer Lösung zugeführt.

net. Da es keine dauerhaften Substanzen gibt, auch den Begriff Selbst (Seele) nicht, sagte Heraklit: es gibt nichts ausser dem Werden. Eine bemerkenswerte Parallele zum Buddha die Heraklit beschreibt. Er beschreibt diese Einheit die sich in Gegensätze manifestiert auf verschiedenen Ebenen. Der Logos ist Ganzes und Nichtganzes, Einträchtiges- Zweiträchtiges, Einklang- Zweiklang und aus Allem Eins und aus Einem Alles. Und weiter beschreibt er den Logos qualitativ als: Lebendes und Totes, Waches und Schlafendes, Junges und Altes, denn Dieses ist umschlagend in jenes und jenes in dieses. Das heisst rein sinnlich-qualitativ ausgedrückt: **Kaltes wird warm, Warmes kalt, Feuchtes trocken, Trocken es feucht usw.** Aus diesem auf verschiedenen Sprach- und Denkmuster eingeführtem Konzept des Logos erklärt sich auch Heraklits vielzitierten Satz in einer Metapher ⁸(N94) (DK 49a): Man kann nicht zweimal in den gleichen Fluss steigen, denn: Alles fließt und nichts bleibt. So wie sich die Zeiger einer Uhr auch dann bewegen, wenn keiner hinsieht. ⁹Panta rhei, sagte Heraklit, alles fließt, und so geht auch das Leben vorbei, ohne dass man es aufhalten kann. (N93) DK12): Wenn man auch in denselben Fluss steigt, strömen doch immer wieder andere Wasserfluten zu; auch die Seelen steigen wie Dunst aus dem Feuchten empor. Oder (N60) (DK53): **Der Krieg ist der Vater aller Dinge.** Hier wird der Krieg bzw. Streit, im Sinne eines dauerhaften Kampfes der Gegensätze, zum Vater aller Dinge erklärt. (61) (DK80) Man muss wissen, dass der Krieg etwas Allgemeines ist und dass der Streit zu Recht besteht und dass alles durch Streit und Notwendigkeit entsteht. Das heisst bei ihm,

⁸ Die Nummern in Klammern beziehen sich auf die Anordnung der Fragmente bei Nestle und Diels-Kranz.

⁹ Das Panta rhei wurde ihm von Platon zugeschrieben.

dass alles Geschehen sich aus dem Spannungsverhältnis von Gegensätzen abgeleitet ist. Wo das Widerstrebende zusammengeht, da ist die schönste Fügung „**Harmonie**“ sagte Heraklit. Der Logos aus dem Heraklit alles ableitet, aus dem über den Götter thronenden Gesetzmässigkeiten als Einssein der Gegensätze ist zugleich auch das Gesetz, dass den Prozess des Wandels vollzieht. Der Wandel selbst bedeutet, dass die Welt in einem ständigen Austausch der gegensätzlichen Bestimmungen besteht. Das kalte wird Warm, das Warme wird kalt usw.. Auf's Ganze dieser Prozesse gesehen bedeutet das dann wiederum: Aus Allem wird Eins und aus Einem Alles. Das ist für Heraklit sehr bedeutend, dass je nach Gesichtspunkt dasselbe entgegengesetzt gedeutet werden kann. So ist z. B. beim Kreisumfang: Anfang und Ende gemeinsam. Oder etwas „dunkler“: Der Weg hinauf-hinab ein und derselbe. Relativ auf Grund des Relativismus, der seinen Grund im Grunde aller Dinge findet, also in der Wahrheit des Werdens, in des Logos-Charakter. Daraus resultiert letztlich, dass im Grunde aller Dinge alles eins ist. Aus der Konsequenz das Wahre ist nur als die Einheit entgegengesetzter. Das bedeutet, die schlechthin entgegengesetzten Bestimmungen sind in Eins verbunden: Sein hat darin das Nichtsein. Analog zum Terminus **Buddhismus: Shiki fu i ku ku fu i shiki** (Form ist nichts als Leere und Leere ist nichts als Form.) Das Sein ist nicht, so ist das Nichtsein; das Nichtsein ist nicht, so ist das Sein. Dies ist das Wahre der Identität beider: das Werden. Damit wird die Bewegung bei Heraklit zum Prinzip. Und darin steckt das Prinzip der Lebendigkeit. Das Werden ist so das Unendliche, Absolute, der ewige Grund der Welt. So aber steht die Frage im Raum: Wie aber kommt der Logos zum Bewusstsein, d.h. wie verhält er sich zur individuellen See-

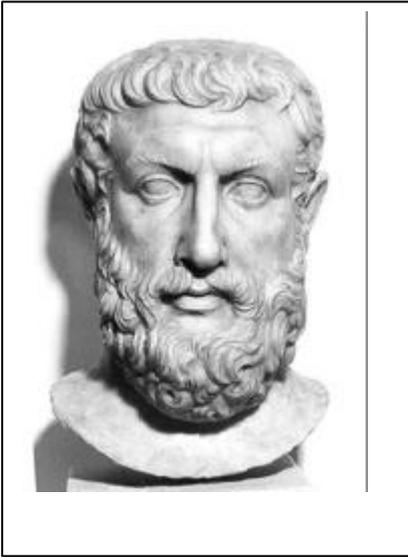
le? Oder anders: Wie erkennen wir die Wahrheit des Logos? Heraklit meint dazu: Nur indem wir uns von dem, was wir als sinnlich gewiss wahrnehmen distanzieren (Nietzsches Pathos der Distanz.) Denn das, was sinnlich „ist“, wahrnehmbar „da“ ist, betrachten wir als Gewiss. Genau so aber ist es nicht. Denn es ist ja nur ein Werden als Einheit von Gegensätzen, von Sein und Nichtsein. Deswegen gilt es hier in die Tiefe zu blicken, in die Tiefe der Dinge. In dieser Tiefenschärfe liegt gemäss Heraklit die Wahrheit, die Wahrheit als Einheit von Denken und Sein, dem Denken des Menschen und der Weltgesetze, dem Logos. Wahres Denken aber, ist Heraklit zufolge etwas für Wenige, denn so steht in einem Fragment: „Die Natur liebt es sich zu verbergen. Die meisten Menschen denken nicht nach über solche Dinge, auf die sie täglich stossen, noch verstehen sie, was sie erfahren haben; ihnen freilich kommt es vor.“ Die als wahr erkannte Einheit der Gegensätze als Prinzip ist bei Heraklit die alles beherrschende Denkform geworden. Sie wird in der Tiefendimension der Natur und ihrer Prozesse erkannt. Der Gedanke der Einheit der Gegensätze wurde in Folge logisch und metaphysisch abgekoppelt von seiner naturphilosophischen Einbettung. Heraklit gilt demnach als erster ¹⁰ dialektischer Denker und ist sehr wirkungsmächtig. Er wirkte auf Platon der Schüler von Sokrates war – auf die Stoiker Zenon von Kition, Seneca, Epiktet bis zum letzten Stoiker (römischer Zeit) Kaiser Marc Aurell – und über Hegel nach Kant, einer der letzten sieben Philosophen des deutschen Idealismus – Heidegger und vor allem Nietzsches Abneigung, hinweg auch auf das philosophische Denken der Gegenwart. Wir sehen, Heraklit mit seinem Terminus

¹⁰ Vom griech. dialektike (techne) „die Kunst der Unterredung“, die Kunst der Beweisführung, die Wissenschaft der Logik.

Technicus dem Logos, hat sich bis heute weiter entwickelt, sowie auch die Parallelen zum Buddhismus bis heute und darüber hinaus Gültigkeit haben werden.

Die Auswirkungen die von Heraklit auf andere Philosophen ausgingen sind hauptsächlich von der Stoa aufgenommen und weiterverbreitet worden - und ging über die ganze abendländliche Philosophie über. In der Neuzeit wurde sie von Hegel, Schleiermacher, Lassale und Nietzsche bis zum Bolschewismus, so auch von Lenin weiterentwickelt. Die Stoa war eine weitverbreitete Strömung der griechischen Philosophie, die von Zenon (Schüler wie schon angemerkt von Parmenides) aus Kition begründet wurde.

Parmenides 540-470 v. Chr.



Auch Parmenides kam aus Unteritalien, aus Elea. Er lebte von ca. 540 bis 470 v. Chr. Er ist das Haupt der eleatischen Schule. Einer der ersten Vertreter in Elea und eigentliche Gründer der Schule war Xenophanes und seine Idee war sein zentraler Kampf gegen die anthropomorphen Götter, wie sie Homer und Hesiod dargestellt hatten. Und Xenophanes Idee des einen Gottes. Von Parmenides kennen wir seine philoso-

phische Position nur dank ca. 130 Verse, verfasst in ¹¹Hexametern einem Gedicht. Daraus geht hervor, dass Parmenides im Gegensatz zu Heraklit das Werden schlechthin leugnet. Er versucht den Beweis zu führen, dass nur das „Seiende“ ist und nicht das Nichtseiende – weder „ist“ noch „sein“ noch „gedacht“ werden kann. Nach Parmenides zerfällt die Welt in zwei Urstoffe aus deren Mischung sie entsteht: in das helle und tätige „Feuer“ und in die dunkle und passive Masse. Das Wahre Seiende wird nur durch das Denken enthüllt, ja ist das Denken - wie das Sein - während die Sinneswahrnehmung nur Meinung

¹¹ Silbenmass, griechische Poesie, älteste Versform der Griechen. Verse die oft für Orakel verwendet wurden.

(Doxa) erzeugt. Alle Veränderung ist nur Subjektiv – Schein und Trug – durch die Sinneswahrnehmung hervorgerufen. Da Werden und Vergehen das Nichtsein zur Voraussetzung haben, leugnet er deshalb beide. Seine Gedanke ist, war: Das Seiende ist – denn Sein ist das Nichts aber ist Nichts. Nichts kann weder erkannt noch ausgesprochen werden. Diese Feststellung, das Sein ist und Nichtsein nicht ist, ist für Parmenides eine Offenbarung des Denkens durch das Denken

Das mag erst trivial klingen, aber verfolgen wir den Gedanken einmal weiter. Dazu müssen wir uns die Bestimmungen des Parmenidischen Seins vergegenwärtigen.

- I. Das Sein ist ungeworden und unvergänglich. (Das liegt in seinem Begriff, da es Werden und Veränderung ausschliesst.
- II. Das Sein ist Eins und unteilbar.
- III. Das Sein ist einzig und ganz. (Vergleichbar mit einer Kugel.)

In Parmenides Worten: „Unbeweglich liegt es in den Grenzen gewaltiger Bande ohne Ursprung, ohne Aufhören. Als Dasselbe in Demselben verharrend ruht es für sich und so verharrt es standhaft an Ort und Stelle.“ Und weiter Denken und Sein sind identisch. Die Notwendigkeit des Denkens ist die Gewissheit des Seins des Gedachten. Da Sein gleich dem Denken ist, hat es aber eine Grenze. Denn was gedacht wird, ist bestimmt und hat dadurch eine Grenze. Was Sein ist, ist denkbar ergo nur Denkbare hat Sein – das Denken hat selber schon absoluten Charakter. Der Gegensatz zu Heraklit wird hier sehr deutlich. Das Logo ist göttlich und wird vom Menschen erkannt, das

heisst, das Denken des Menschen ist quasi nur Wiederhall des Logos, aber nicht absolut.

Parmenides sagt: Das Denken produziert sich; was produziert wird, ist ein Gedanke; Denken ist also mit seinem Sein identisch. Man kann sagen, dass ein Mensch sich hier frei macht von allen Vorstellungen und Meinungen, ihnen alle Wahrheit abspricht und sagt: Nur die Notwendigkeit, verstanden als das Sein ist das Wahre. Durch diese radikale Position entsteht die Logik des reinen Denkens und hier wird das Denken sich erstmals seiner Eigenmacht bewusst. Das bedeutet aber auch: Parmenides radikaler Gedanke der Einheit von Denken und Sein, dass Sein Denken ist und Denken Sein hat erst die Möglichkeit eröffnet, dass dem nicht so sein könnte. Dass beide vielmehr als getrennt gedacht werden müssen um ihre Beziehung zu erkennen. Das Denken wird in dieser Perspektive unfähig das Sein zu fassen. Es erreicht in gültiger Erkenntnis nur einen Bereich der Erscheinung des Seins, der sich für es öffnet. Denken ist nicht mehr das Sein, sondern eine menschliche Aktivität in bezug auf das Sein. Das wird in Folge geschichtlich wirksam und findet seinen stärksten Ausdruck in der „Kritik der reinen Vernunft“ von Kant im 18. Jh. (deutscher Idealismus.) Platon setzte in seinem Dialog „Parmenides“ ein Denkmal, und im „¹²Theaitetos heisst es: „Parmenides erscheint mir, mit Homer zu reden, zugleich ehrwürdig und furchtgebietend. Es trat mir an ihm eine mit hohem Seelenadel verbundene Tiefe des Geistes entgegen. Ich fürchte, dass wir seine Worte nicht verstehen und noch weit mehr unfähig sind, ihren wahren Sinn zu ergründen“. Nietzsche dagegen spürt das Ausserordentliche, dass er zu verstehen sucht und doch nur kriti-

¹² Titel einer Schrift von Platon, die sich mit dem Wesen der Erkenntnis beschäftigt.

sieren kann, indem er vom „Typus eines Propheten der Wahrheit“ spricht, aber gleichsam aus Eis und nicht aus Feuer geformt, von „völlig blutloser Abstraktion“ und einer“ durch logische Starrheit fast in eine Denkmaschine verwandelte Natur“.

Die Antipoden Heraklit und Parmenides denken in einer Zeit, die die Welt und den Menschen primär im Ausgang von Naturprozessen und der Suche nach den Prinzipien bzw. ihres einheitlichen Prinzips zu verstehen sucht. Die ionische Naturphilosophie findet in beiden Philosophen diametral philosophiegeschichtliche sehr wirksame Antworten auf die Fragen nach dem Grund der Welt und der wahren Erkenntnis des Grundes.

Die ¹³Antipoden erfahren die Tatkraft des reinen Denkens ohne Bestimmung durch sinnliche Erfahrung und sinnliche Anschauung. Sie entdecken die Möglichkeit des alles Wissens in der Welt überschreitenden von anderswoher durchdringendes Denken. Dieses Denken ist ihnen die absolute Wahrheit aber sie definieren es vollkommen gegensätzlich. Die Antipoden werden in einer Formel ausgedrückt: H. lehrt das Werden, P. das Sein. Während Heraklit eine Dialektik des Wandels verkündet, in deren Zentrum der Logos als Werden als Einheit von Gegensätzen steht, operiert Parmenides mit der logischen Identität und der Ausschaltung des Widerspruchs. Das klingt, als ob beide auf die gleiche Frage: Was ist eigentlich? Entgegengesetzt geantwortet hätten. Der Eine, es sei das ewige gleiche unveränderliche Sein, der Andere es sei der ständige Fluss der Dinge. Aber entgegen diesem Antipod zeigen beide sowohl „das Sein wie das Werden“. Ergo dem Sein des P. entspricht der Logos des H. – dem ungewor-

¹³ Gegenfüßler, vom Betrachter gegenüberliegende Seite, in der Eizelle gegenüberliegende Zelle.

denen und unvergänglichen Sein der immer gleichbleibende Logos – der Trennung von Wahrheit und Schein bei Parmenides entspricht die Verborgenheit des Logos bei Heraklit P. erfasst durch die Einsicht das Ganze des Seins zugleich, im Anwesenden das Abwesende als mitanwesend. Heraklit nimmt mit dem besonnen Denken teil am Kampf der Gegensätze, in denen der eine Logos gegenwärtig ist und steuert. Was H. + P. dachten kann auch als eine gegenseitige Entsprechung verstanden werden. „Auf verschiedene Weise wird das gedacht, was immer ist“. Der Eine denkt das Sein in logischer Identität und transzendenten Ruhe der sich gleichbleibenden Vollendung und der Andere in logischer Dialektik und transzendenten Ruhe des sich gleichbleibenden Gesetztes. Der Eine erfasst den Sinn der Identität, durch die der Widerspruch vernichtet wird. Der Andere den Sinn im Widerspruch der Einheit der Gegensätze aufgehoben wird. Karl Jasper sagte dazu: „Ein Kampf beider muss erst auftreten, wenn die Formel den Anspruch auf Absolutheit gegen einander erheben“. (Gr. Philosophen, S. 652)

Fassen wir das Gesagte zusammen:

Heraklit und Parmenides denken in einer Zeit, welche die Welt und den Menschen primär im Ausgang von Naturprozessen und der Suche nach deren Prinzipien bzw. ihres einheitlichen Prinzips zu verstehen sucht. Die ionische Naturphilosophie findet in *beiden* Philosophen diametral entgegengesetzte, philosophiegeschichtlich sehr wirkungsmächtige Antworten auf die Fragen nach dem Grund der Welt und der wahren Erkenntnis dieses Grundes.

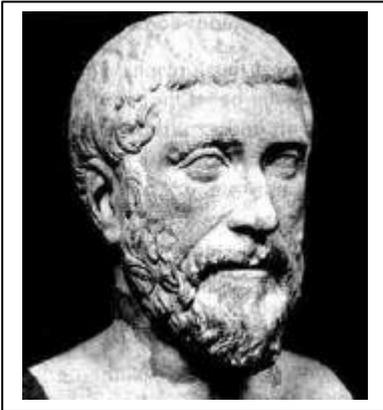
Heraklit wie Parmenides erfahren die Tragkraft des reinen

Denkens ohne Bestimmung durch sinnliche Erfahrung und sinnliche Anschauung. Sie entdecken die Möglichkeit des alles Wissens in der Welt überschreitenden, die Welt von anderswoher durchdringenden Denkens. Dieses Denken ist ihnen die absolute Wahrheit. Aber sie definieren es vollkommen gegensätzlich. Während Heraklit eine Dialektik des Wandels verkündet, in deren Zentrum der Logos als Werden, als Einheit von Gegensätzen steht, operiert Parmenides mit der logischen Identität und der Ausschaltung des Widerspruchs. Im Altertum galten sie daher als Gegner. Diese Gegnerschaft drückte sich in der Formel aus: H. lehrt das Werden, P. das Sein. Das klingt, als ob beide auf die gleiche Frage: Was *ist* eigentlich? entgegengesetzt geantwortet hätten. Der eine, es sei das ewig gleiche unveränderliche Sein, der andere es sei der ständige Fluss der Dinge. Aber entgegen diesem Schema zeigen beide sowohl das Sein wie das Werden. Dem Sein des P. entspricht der Logos des H., dem ungewordenen und unvergänglichen Sein der immer gleichbleibende Logos.

2.

DIE PYTHAGOREER, DIE MATHEMATIKER

Pythagoras 570-500 v. Chr.



Pythagoras aus Samos lebte um 570 – 500 v. Chr. In seiner Schule herrscht der Gedanke, dass das Wesen der gesamten Wirklichkeit in Zahlen besteht, das Prinzip des Seienden, die Zahlenverhältnisse (Proportionen) aber Abbilder der Harmonie der Welt selbst. In Unteritalien, in Kroton lebte Pythagoras mit seinen

Schülern in einer Art klosterähnlichen Gemeinschaft und forschten nach der Bedeutung der Zahl. Es war eine Gemeinschaft für sittlich-religiöse Lebensformen. Die Zahlenidee wurde von den Intervallen der Tonleiter und den bewegten Himmelskörper entnommen, das auf schwingende Seiten, respektive auf bestimmte Intervalle, der Sphärenharmonie zurückzuführen ist. So entwickelten die Pythagoreer den Gedanken, dass das Wesen der Wirklichkeit aus Zahlen besteht. So schufen sie Ordnung im Kosmos, indem sie das Unbestimmte bestimmten und begrenzten. Sie entwickelten ein Bild vom Kosmos, nach dem die Gestirne sich kreisförmig in bestimmten Intervallen um ein feststehendes Zentrum bewegten. Die Dinge gelten als Abbilder der Zahlen, ihre Wesensform ist ihre mathematische Gestalt. Die Zahl Eins wurde von den Pythagoreern als die Zahl über den Zahlen und als Ursprung bezeichnet. Die Zahl Zwei galt als gerade, als unbegrenzt und unvollkommen. Die Zahl Drei als Ungerade als begrenzt und

vollkommen. Die Zahlen selber wurden in Mathematik und Ethik aufgeteilt. In der Mathematik bemühten sie sich um Systeme auf Aufstellungen von Axiomen. Der „Satz des Pythagoras“, der Satz der *kaum* von Pythagoras herführen sollte, führte zur Entdeckung irrationaler Zahlenverhältnisse. In der Ethik ist der Gedanke der Harmonie bestimmend wobei die Pythagoreer offenbar sogar so weit gegangen sind, Tugenden mit bestehenden Zahlen zu identifizieren. Sie forschten aber auch die Seelenwanderung auf Grund ihrer sittlich-religiösen Lebensformen, mit dem Gedanken der Trennung von Leib und Seele. So stellt die Seele das eigentliche Wesen des Menschen dar, die von der Verunreinigung durch das Körperliche zu befreien ist. Empedokles lebte um 492 – 432 v. Chr. nimmt vier Elemente an, die durch die Kräfte Liebe und Hass bewegt werden. Wasser, Erde, Feuer und Luft in der absoluten Liebe bilden sie eine homogene Einheit, während sie durch den Hass getrennt werden. Sie sind Kräfte die miteinander streiten; so entstehen durch Mischung der Elemente die konkreten Dinge. Empedokles soll magische Kräfte besessen haben und wurde als Arzt, Priester und Wundertäter umherziehend, von seinen Anhängern als Gott verehrt. Anders Anaxagoras Mathematiker und Astronom wurde im Gegensatz zu Empedokles wegen Gottlosigkeit vertrieben. Er lebte um 500 – 425 v. Chr., für ihn gibt es unendliche viele, qualitativ verschiedene Grundstoffe. Jedes Ding wird durch eine charakteristische Mischverhältnisse dieser Stoffe bestimmt, die in jedem seiner, auch beliebig kleinen Teile vorhanden sind. Bewegt werden die Stoffe durch den Nous (Geist), der planmässig ordnend vorgeht. Das heisst, er führt die Verschiedenheit der Naturkörper auf verschiedenartige, unveränderliche, unendliche viele, unendlich kleine Elemente des

Wirklichen (Samen der Dinge) griech. Homoisomerien zurück, die anfangs, bunt durcheinandergemischt ein Chaos bildeten. Ein Ding, das für die Scholastik wichtig wird. „Kein Ding entsteht, noch auch vergeht es, sondern aus vorhandenen Dingen setzt es sich durch Verbindung zusammen, und durch Trennung dieser Dinge vergeht, zerfällt es“. Nur Ungleiches und Gegensätzliches kann erkannt werden. Leukipp 500 Jh. v. Chr. ein Meilenstein in der Wissenschaft war Begründer der Atomlehre, die von seinem Schüler Demokrit um 460 –370 v. Chr. überliefert und weiterentwickelt wurde. Allerdings ranken sich Gerüchte um seine Existenz. Leben und Schriften von Leukipp sind schon im Altertum unbekannt, und wir wissen noch heute von ihm so gut wie nichts, deshalb die Behauptung Epikurs, Leukipp habe gar nicht existiert. Wie dem auch sei, man findet in einem Fragment von Leukipp? Eine Formulierung des Kausalgesetz: „Kein Ding entsteht planlos, sondern aus Sinn und unter Notwendigkeit.“ Alles ist aus unteilbaren (a-tomos) Körperchen zusammengesetzt, die stofflich völlig gleich sich untereinander nur durch Gestalt, Lage und Anordnung unterscheidet. Es ist Phänomenal, dass zu dieser Zeit (Leukipp)- Demokrot die Sicht des Atomos entwickelte: Die Atome bewegen sich von jeher mechanisch gegenseitig durch Druck und Stoss. Zwischen ihnen gibt es nur leeren Raum. Aus der Gruppierung der Atome allein entstehen die verschiedenen Dinge. So sagte Demokrit weiter: Die aus den Atomkomplexen bestehenden Dinge sind bestimmt durch die sogenannten primären, objektiven Eigenschaften wie Raumerfüllung, Trägheit, Dichte und Härte. Während die Farbe, Geruch, Geschmack etc. Sekundäre, subjektive Eigenschaften sind, die erst durch die Wahrnehmung hinzukommen. Wahrgenommen wird durch kleine Bilderchen,

die die Dinge ausfliessen lassen. Dementsprechend ist die Seele identisch mit dem Element des Feuers, bestehend aus kleinsten, glatten und runden Atomen, die durch den ganzen Leib sich verbreitet – er spricht von Seelenatome. Von der Ethik ausgehend lehrt er: Das höchste Gut ist die Glückseligkeit; sie besteht wesentlich in der Ruhe und Heiterkeit der Seele, die am sichersten durch Mässigung der Begierden und Gleichmass des Lebens zu erreichen ist. Demokrit hiess schon im Altertum wegen der Befolgung dieser Lehre der „lachende Philosoph“. „Der Geist soll sich gewöhnen, seine Freuden aus sich selbst zu schöpfen“.

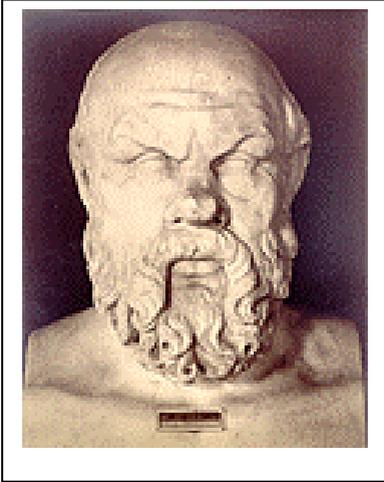
Fassen wir zusammen:

1. Pythagoras gründete die Schule der Pythagoreer. Pythagoras und seine Schüler befassten sich ausschliesslich mit Zahlen. Der „Satz des Pythagoras“ führte zur Entdeckung irrationaler Zahlenverhältnisse.
2. Empedokles spricht von vier Elementen die bewegen Wasser, Feuer, Erde und Luft.
3. Anaxagoras Mathematiker und Astronom.
4. Leukipp war der Begründer der Atomlehre.
5. Demokrit führte die Atomlehre weiter zu einem System des Materialismus.

3.

**GRIECHISCHE KLASSIK,
SOKRATES, PLATON,
UND ARISTOTELES**

Sokrates 470-399 v. Chr.



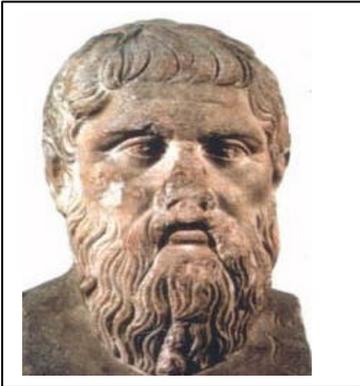
Räumlich und vor allem zeitlich, bewegen wir uns nun von der ionischen Naturphilosophie in **die Klassik**, ins griechische Mutterland, nach Athen. Hier treffen wir auf unsere Hauptschergewichte der Philosophie im Allgemeinen, **Sokrates, Platon und Aristoteles**. Hier stellt sich die Frage, ob und wen ja, was hat sich hier verändert. Schauen wir zurück und fragen uns welche Probleme

kennen wir bereits schon und welche nicht? Wir haben und bis jetzt primär mit den Fragen 1 und 2 befasst in bezug auf Heraklit und Parmenides. Auch die Frage 3 wird von beiden im Rahmen ihrer Position beantwortet; allerdings immer im Ausgang von den beiden ersten. Mit Sokrates taucht nun erstmals ein Denker auf, der **die Frage 3** aus ihr selber heraus stellt. Einer der sich ganz bewusst von der **naturphilosophischen Betrachtung abwendet**, um sich ausschliesslich mit den ethischen Fragen im politischen und sozialen Umfeld Athens zu befassen.

Sokrates aus Athen lebte von ca. 470 bis 399 v. Chr. Er war Bürger Athens, aber nicht aristokratischer Herkunft wie Heraklit und auch Parmenides. Sein Vater war Steinmetz, seine Mutter Hebamme. Er ist der erste Philosoph, dessen Aussehen wir kennen. Er ist nicht nur eine wichtige Figur in der Geschichte der Philosophie, sondern eine

welthistorische Person. Sokrates selbst hat nichts Schriftliches hinterlassen. Wir wissen von seinem Denken und Wirken durch Platon, Aristoteles, Xenophanes und Aristophanes; vor allem aber durch Platon. Das Thema von Sokrates ist der Mensch und sein rechtes Verhalten. Seine Überzeugung ist, dass die Tugend des Menschen auf richtiger Überlegung beruht. Richtige Erkenntnis führt daher mit Notwendigkeit zu gutem tugendhaftem Handeln und infolgedessen auch zu Glückseligkeit. Deswegen wird Sokrates Lehre auch als „Intellektualismus“ und „Eudämonismus“ bezeichnet. Erkenntnistheoretisch geht Sokrates davon aus, dass es eine allgemein verbindliche Wahrheit geben muss. Diese ist ihm zufolge **im Begriff und seiner Definition zu finden**. Deswegen besteht für ihn die Wissenschaft und um die geht es ihm - darin, die Begriffe zu *finden*. Dieser Suchprozess verläuft **dialogisch und induktiv** und so ist es auch die heute wieder sehr aktuelle Form seines Philosophierens.

Platon 427-347 v. Chr.



war Sokrates Schüler. Sein Denkweg ist dadurch geprägt. Er hat sich diesen Weg aber ausgebaut, ihn erweitert, ergänzt, so dass *viele* Wege durch die Welt der Platonischen Gedanken führen. Es sind alles Königswege, keine Holzwege geworden, wirkmächtig wie selten andere; so wirkmächtig, dass ein Philo-

soph des letzten, 20. Jahrhunderts den viel zitierten Satz formulieren konnte, die 2000 Jahre Philosophie Geschichte nach Platon seien nichts als Fussnoten zu diesem.

Platon aus Athen lebte von 427 bis 347 v. Chr. Er entstammte dem hohen athenischen Adel. Entscheidend für Platon war die Begegnung mit Sokrates, er schloss sich ihm mit 20 Jahren an und war 8 Jahre lang sein Schüler. Er, der erst Politiker werden wollte, widmete sich wegen der zerrütteten Verhältnisse nach Sokrates Tod ganz der Philosophie und gründete nach längeren Reisen im Ausland nach seiner Rückkehr nach Athen eine **Schule, die Akademie**, die er bis zu seinem Tod leitete. Sie hatte beinahe 1000 Jahre Bestand und war die Mutter aller bis heute bestehenden Akademien.

Platons Philosophie sind in ca. 25 für echt gehaltenen Dialogen niedergelegt. Sie werden in Früh-, Mittel- und Spät-dialoge eingeteilt. Zu den Frühdialogen zählen, die Dialoge, die sich mit der Frage nach der „Tugend“ auseinandersetzen. Zu den Mitteldialogen diejenige, die sich mit

der **Frage nach der Erkenntnis** und der **Politik** beschäftigen (Menon, Theaitetos.) Und zu den Spätdialogen gehören diejenige, die sich Fragen der **Staatslehre** und **Naturphilosophie** zuwenden (Politheia, Nomoi.)

Der unmittelbare Impuls zu Platons Denken bildet der Gegensatz zwischen Sokrates Lehre, da **Tugend Wissen sei** und der Annahme der Sophisten, es gebe **kein verbindliches Wissen, also keine Tugend**. Protagoras, einer ihrer Exponenten (er lebte von 481 bis 411 v. Chr.) zieht diesen Schluss aus der Überlegung, dass für jede Sache zwei entgegengesetzte Standpunkte der Beurteilung möglich sind. Wertvolle erkenntnistheoretische Denkansätze früherer Denker lässt er in der Trivialformel untergehen: *Alles hat zwei Seiten*. Jeder kann behaupten, was er will, weil er mit dem recht hat, was er behauptet. Dieser Perspektivismus, der sich aus der Verabsolutierung des sensualistischen Modells, wonach alle Wahrnehmungen „wahr“ sind, ergibt, operiert mit subjektiven Eindrücken. Gerade dagegen wehrt sich im Ethischen Sokrates, da es die Türe zu einem schrankenlosen Wertrelativismus öffnet, gemäss dem Motto: *Anything goes*. Und in seinem Gefolge auch Platon. Um dies zu tun, stellt er dieser Welt der Eindrücke und Meinungen eine Welt der Wahrheit auch der *persönlichen* Wahrheit - und der Wissenschaft entgegen.

Platons Bemühungen um die genaue Bestimmung des Wissens führen ihn zur Annahme, dass es **eine unkörperliche Welt der Ideen** gibt, die ein völlig anderes ist zur körperlich-sinnlichen Welt, ihr aber vorgeordnet ist. Sie ist Urbild und die sinnliche Welt deren Abbild. Als *Urbilder* sind die Ideen das „wirkliche“ Sein, das an sich Seiende, das dem vielen Gleichnamigen eine Gemeinsame, *an dem* sich das Wissen *orientiert*.

Da die *absolute Andersheit der Ideen* aber die *Möglichkeit ihrer Erkenntnis* aus den Quellen sinnlicher Erfahrung ausschliesst, kann das Wissen von ihnen nur übersinnlichen Ursprungs sein. Platon beschreibt dieses Wissen als **Erinnerung** (*Anamnesis*) der Seele an die reinen Gestalten, die sie vor dem irdischen Leben geschaut hat. Diese *Anamnesislehre* ist zugleich mit Platons Lehre von der Unsterblichkeit der Seele kombiniert.

Der **ethische** Gesichtspunkt, der Platons Denken beherrscht, bewirkt, dass die teleologische Weltbetrachtung die mechanische zurückdrängt. Der Zusammenhang der Ideen untereinander ist teleologisch bestimmt durch die **Idee des Guten als der höchsten aller Ideen**. Sie zu erkennen wird als die Aufgabe und der höchste Zweck des Philosophischen Eros verstanden.

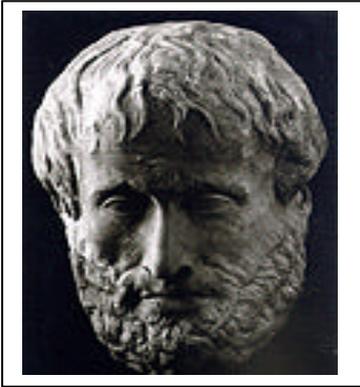
Sittliches Leben ist nun nach Platon nur in der Gemeinschaft von Menschen in einem Staatswesen möglich. Deswegen ist seine Sittenlehre letztlich Staatslehre, die Individualethik letztlich Staatsethik und die Pädagogik letztlich Sozialpädagogik. - Platon entwirft in seinem Spätwerk das Bild eines Idealstaates, dessen Ziel *die höchste Glückseligkeit aller* ist. Diese kann aber nur durch die **philosophische Einsicht in das Wesen der höchsten Tugend** verwirklicht werden. Allein deswegen sollen die Philosophen Könige sein! Begründer des philosophischen Idealismus.

Auf der Suche nach einer **Begründung der Moral** stösst Platon also auf eine alles Seiende betreffende Theorie der Erkenntnis und des Wissens. Was Sokrates den Sophisten diese widerlegend entgegenhält, versucht Platon mit **seiner Ideenlehre zu begründen**.

Denken wir an die Fragen der ionischen Naturphilosophen, sehen wir, dass sie in Platons Denkens in quasi

umgekehrter Reihenfolge und im Zickzack ihre Beantwortung finden. Platon geht im Gefolge von Sokrates vom Menschen aus, gelangt von da aus zur Frage nach dem Sein der Ideen, zur Wahrheit und von dieser schliesslich zur Frage nach dem Gesetz, dem Logos der Welt. Er sucht und findet in der Auseinandersetzung mit dem skeptischen Relativismus der Sophisten einen festen Grund, ein Wissen, das sich in Begriffen artikuliert, die allgemeingültig sind. Warum? Weil sie ihren tragenden Grund in der **Idee des Guten** finden. Diese Idee ist der sinnlich-körperlichen Welt transzendent, ebenso transzendent wie das Sein des Parmenides, und in anderer Weise das Werden Heraklits. In Platons Metaphysik, Erkenntnistheorie und Ethik finden wir Momente beider Denker, Heraklits wie Parmenides aufgenommen. In seiner Dialektik lebt Heraklit weiter, denn die Bewegung des Denkens entzündet sich an Gegensätzen und Gegensätze gehören in allen sinnlichen Dingen zusammen, überall in der Welt des Werdens, überall in der Zeit. Platon gibt bei den Denkern einen Ort in seiner Ideenlehre; er negiert keine der beiden Positionen absolut - kurz: Er geht seinen *eigenen* Weg. (..)

Aristoteles 384-322 v. Chr.



Was tut nun Aristoteles Schüler von Platon und zugleich sein grösster Kritiker? Er macht sich auf, die Ideenlehre Platons zu kritisieren. Die selbstständige Welt der Ideen verschleiert ihm zufolge nämlich die reale Erkenntnis der Dinge einerseits. Andererseits aber auch die metaphysische Seinseinsicht. Aristoteles aus Stagira, lebte

von 384 bis 322 v. Chr. Er trat früh in die Akademie Platons ein und gehörte ihr zwanzig Jahre, bis zu Platons Tod an. Nach dessen Tod ging er nach Assos (Troas) und eröffnete dort eine Tochterschule der Akademie, wurde dann von König Philipp an den makedonischen Hof berufen und erzog dessen Sohn Alexander einige Jahre. 334 kehrte er nach Athen zurück und gründete eine **eigene Schule, das Lykeion**. Seine Schüler nannte man ¹⁴Peripatetiker. (Der eigentliche Peripatos wird dann aber erst von Theophrast gegründet.)

Alle Schriften, die Aristoteles zu Lebzeiten publiziert hat, sind verloren gegangen. Erhalten sind die für den Unter-

¹⁴ Griech. Umherwandeln – Wandelgänge des Lykeion-Gymnasium (Peripatoi). Die bekanntesten P. sind: Theophrastos der Gründer, Eudemos, Aristoxenos, Dikaiarchos, und Straton.

richt gedachten Lehrschriften. Andronikos v. Rhodos hat im 1. Jh. v. Chr. davon eine Gesamtausgabe erstellt und diese in 4 Gruppen eingeteilt. Das Werk von Aristoteles wird seither in die folgenden Gruppen eingeteilt:

1. Jugendschriften und Schriften der Übergangszeit: Eudemos, Protreptikos, De Philosophia.
2. Schriften zur Logik: „Organon“: Kategorien, Analytica priora und posteriora, Hermeneutica, Topica, de sophisticis Elenchis
3. Schriften zur Metaphysik: Metaphysica, Physica auscultatio
4. Naturwissenschaftliche Schriften: De Anima, De Caelo, De Generatione et corruptione, De Generatione animalium, Meteorologica, de Motu animalium, De Partibus animalium, Parva Naturalia
5. Schriften zur Ethik: Ethica Eudemia, Ethica Nicomachea, Ethica magna, Magna moralia
6. Schriften zur Theorie der Kunst: De Arte poetica, De Arte rhetorica
7. Schriften zur Volkswirtschaft und Politik: Politica, De Republica Atheniensium, Oeconomica.

Aristoteles ist anfangs Anhänger und Vertreter der platonischen Philosophie, wird mit der Zeit aber immer kritischer, vor allem gegenüber Platons Ideenlehre. Er bestimmt das Verhältnis des Vielen - der Körperwelt - zum Einen - dem unveränderlichen Sein und den Ideen - schliesslich neu.

Nachdem er sich in der Platonischen Akademie viele Jahre mit eher sprachlichen Problemen befasst hatte, lag eine Wende zur Naturphilosophie nahe. Aristoteles sah die Möglichkeit einer Synthese der attischen Begriffsphilosophie und der ionischen Naturphilosophie. Im Haus eines Biologen aufgewachsen neigte er zur belebten Natur, zu Biologie und Psychologie. Ausgangspunkt Aristotelischen Philosophierens ist nicht mehr so deutlich wie bei Platon die 3. Frage nach der Tugend des Menschen, sondern eher wieder Frage 1, also die nach den Prinzipien bzw. dem Prinzip oder Logos der Natur, insbesondere der belebten Natur.

Aristoteles findet nun das Sein nicht mehr in einer höheren, absolut anderen Sphäre wie Platon, sondern *in der Gegebenheit der Erscheinungswelt selbst*. Diese stellt sich ihm als das sich entwickelnde und verwirklichende Wesen dar. Er findet eine eigene Terminologie, um diese Theorie zu formulieren:

So sind Stoff (= Materie) und Form für ihn die *Pole*, durch die *das Seiende in die Erscheinung* tritt. Der Stoff ist die reine Möglichkeit (= Potentialität.)

Die Form ist Bestimmung dieser Materie. Erst durch die Form wird die Materie bestimmt und dadurch *wirklich*. Diesen *Prozess* der Verwirklichung der Materie durch die Form nennt Aristoteles **Entelechie**. Sie ist eine Selbstverwirklichung, weil die Form nicht von aussen hinzukommt und auf die Materie wirkt, sondern *in der Materie selbst* wirkt. Es handelt sich hier also um eine analytische Trennung ursprünglich zusammengehöriger Prinzipien.

Aristoteles *Begriffsbestimmung des Geschehens* hat eine streng durchgeführte teleologische Naturbetrachtung zur Folge. Nach ihr wird die Natur als lückenlose, zu immer höheren Formen aufsteigende Kette von Dingen verstan-

den (in der Renaissance in der Form der Stufenleiter, der Dinge.) Er unterscheidet im Rahmen dieser Evolutionslehre verschiedene Ursachen, welche die Entwicklung bedingen:

Die Stoffursache (= **causa materialis**: Jeder Gegenstand besteht aus Materie, ein Haus aus Ziegeln, Steinen etc.)

Die Formursache (= **causa formalis**: Ein Gegenstand bestimmt sich nach seiner Form, ein Haus bsp. nach seinem Plan.)

Die Antriebs- oder Bewegungsursache (= **causa efficiens**: Es braucht etwas, das antreibt: Der Bau eines Hauses braucht Maurer, Zimmerleute etc.)

Die Zweckursache = **causa finalis**: nichts geschieht ohne Zweck: Ein Haus soll Schutz vor dem Wetter bieten.)

Nun ist *Entwicklung, Geschehen* allgemein betrachtet, immer Bewegung „oder Veränderung.“ **Das, was bewegt wird, wird durch etwas bewegt; es hat also eine Ursache.** Aber nicht in dem Sinn der vorhin unterschiedenen Ursachen.

Aristoteles geht davon aus: dass es *ein erstes Bewegendes* braucht, das selbst unbewegt, überhaupt unbeweglich und unveränderlich ist, um die Bewegung von etwas als Bewegung von etwas überhaupt, also ihrem Begriff nach, zu erklären. Dieses *höchste Wesen*, das von seiner *Begründungsfunktion* her mit Platons Idee des Guten zu vergleichen ist, ist das vollkommene Sein, reines Denken, das nichts anderes ist als es selbst, also nur sich selbst zum Inhalt hat Es ist Selbstzweck: der höchste Zweck, auf den alles Geschehen der Welt gerichtet ist. **Die Metaphysik des Aristoteles:** kann unter dem Gesichtspunkt der Polarität des Seins als „des zu Bestimmenden“

„Materie! determinandum“ und des Bestimmten „determinatum: Materie2“ aufgefasst werden. Es besteht aus diesem Grund bei Aristoteles eine *Dialektik der Aussage über das Sein*. Die Substanz wird einerseits als das durch seine Form bestimmte Einzelding bestimmt, andererseits als das bezeichnet, wodurch es seiner Gattung angehört.

In der Psychologie: gibt Aristoteles dies dualistische Betrachtung von Leib und Seele auf. Die Seele ist die Entelechie des Körpers, seine bewegende Form und Ursache. Das Seelenleben baut sich in Schichten auf, wobei die den Menschen eigentümliche Form die Vernunftseele ist, für die die vegetative und animale Seele die Materie „Stoff“ bilden.

Die Definition des *Menschen* ist die Grundlage auf der **Aristoteles** seine **Ethik** aufbaut. Auch ihm ist das Glück **eudaimonia** der höchste Zweck irdischen Strebens, der nur durch die höchste Fähigkeit des Menschen, die Vernunftfähigkeit erreicht werden kann. Die Tugend ermächtigt zu Ausübung der Vernunft. Da diese nach Aristoteles in Denken und Wollen eingeteilt wird, entsprechen dieser Einteilung auch verschiedene Tugenden, die sogenannten dianoetischen „Denken“ und die sogenannten ethischen „Wollen.“ Entgegen der Lehre von Sokrates (und Platon), dass vernünftige Einsicht allein schon den Willen zum tugendhaften Handeln zu bestimmen vermag, bezeichnet A. Übung und Erziehung als die ausschlaggebenden Faktoren, die die Entstehung der Tugend bewirken. Wie Platon bestimmt er dagegen den Menschen als ein Gesellschaftswesen, das seine sittliche Bestimmung nur innerhalb des Staates zu erfüllen vermag.

Aristoteles Schriften zur *Logik* hatten die breiteste Wirkung. Er ist deren eigentlicher Ahnherr. Seine Gedanken, welche Methode das Denken zu nehmen hat, um zu wis-

senschaftlichen Erkenntnissen zu gelangen, stehen dabei im Zentrum und damit auch die Lehre vom Schließen und von der Beweisführung. Im Mittelalter zum Philosophen schlechthin erklärt, bleibt Aristoteles für alle Zeiten bedeutsam als Begründer *systematischer* wissenschaftlicher Philosophie.

Es ist Aristoteles gewesen, der die entscheidende Wendung von der philosophischen Spekulation zur *empirischen Forschung* vollzogen hat. Indem er seine Schüler zum planmäßigen Mitforschen, zum Sammeln und Sichten des Materials heranzog, wurde Aristoteles der Archeget, der Wegweiser, der abendländischen Wissenschaft und der Schöpfer der wissenschaftlichen Organisation. Auf fast allen Gebieten des menschlichen Wissens, abgesehen von der Medizin, dieser hat er sich, als Sohn eines Arztes immer ferngehalten, hat er mit seinen Schülern ein riesiges Material zusammengetragen und verarbeitet. Insofern darf er als Universalforscher gelten. - Ausgehend von der Analyse der Sprache, gelangt er in seiner Naturphilosophie zum Fundament des Logischen, verbindet dann Natur und Sprache in einer höheren Theorie, der „Ersten Philosophie“ oder Prinzipienlehre, um schliesslich das Gesamtwerk in strenger Methodik mit den Disziplinen der praktischen Philosophie abzuschliessen.

Heraklit und Parmenides: sind die Denker des Logos aus dem Urgrund.

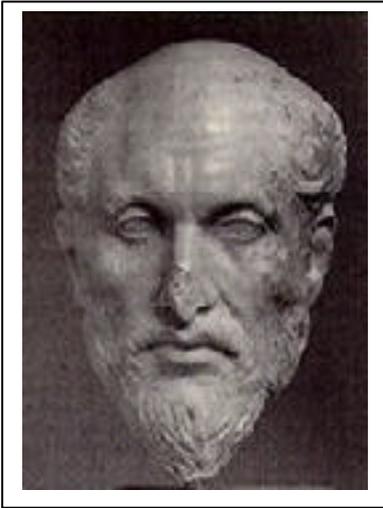
Sokrates: ist massgebender Mensch durch sein Leben und seine ethische Grundausrichtung.

Platon: ist fortzeugender, Impulse gebender Gründer des Philosophierens. Und *Aristoteles:* ist der erste grosse Systematiker der Philosophie und Wissenschaft.

4.

**ANTIKE BIS FRÜHE
NEUZEIT, SPÄTANTIKE
UND MITTELALTER**

Plotin 204-270 n. Chr.



Nun kommen in die Spätantike und dann ins Mittelalter. Die gleichen Probleme die vorher beschäftigt haben beschäftigt die Philosophen weiterhin: Wie erklären wir uns die Welt, nach welchem Prinzip bzw. nach welchen Prinzipien? Wie erkennen wir, ob etwas wahr ist? Und: Wie können wir „gut“ sein, tugendhaft und gerecht? Diese Fragen stellten sich Plotin 204-270

Aurelius Augustinus um 400, Kirchenvater und Philosoph. Thomas v. Aquin um 1200 und Nikolaus v. Kues (Cusanus) um 1400 n. Chr. Wir können feststellen, wie sie die Fragen neu akzentuieren, was hinzukommt und in welchem Spannungsfeld sich das Denken in der Spätantike und vor allem im Mittelalter bewegt.

Plotin ist das wichtigste Bindeglied zwischen dem Denken der Antike und der Spätantike. Er gilt als der letzte grosse Philosoph der Antike und steht im Übergang zur christlichen Philosophie. Er lebte im Zusammenbruch der antiken Zivilisation. Wir wissen wenig über ihn als Person. Aber wir wissen, dass er in einer Zeit des Zusammenbruchs lebte. Die antike Zivilisation brach zusammen in dem Punkt der letzten Entfaltung ihrer einstigen Grösse und ihres einstigen Glanzes. Und sie ging über in die Zeit, die sich nur in bezug auf sie definiert: Die *Spätantike*.

Mit 28 Jahren kam Plotin nach Alexandria. Dort hörte er Ammonios Sakkas (um 175-242) und blieb 11 Jahre als Schüler bei ihm. Dann, Ende 30, ging er im Feldzug von Kaiser Gordianus nach Osten, um indische Weisheit kennen zu lernen. Mit 40 Jahren kam er nach Rom, wo er 26 Jahre sehr erfolgreich Philosophie lehrte. In dieser Zeit entwickelte er zusammen mit Kaiser Gallienus selbst ein Projekt eine Philosophenstadt, „**Platonopolis**“ zu gründen. Als 268 Kaiser Gallienus ermordet wurde, zerfiel Plotins Schule und er, der schon seit Jahren an Lepra gelitten hatte, wurde schwer krank. Er starb zwei lange Siech-Jahre nach Gallienus im Alter von 66 Jahren in Isolation auf dem Landgut eines Freundes. (Dies alles wissen wir von seinem Schüler und Biographen Porphyrius (um 233-304 n. Chr.)

Plotins Lehre ist in den Grundgedanken *platonisch*. Sie begreift den Weg zur Wahrheit als ein Fortschreiten von der niederen, sinnlich wahrnehmbaren zur höheren, geistigen Welt. Dem entspricht der Weg vom *unvollkommenen Vielen* zum wahren „Einen“. Das Eine ist Grund und Ziel des Philosophierens. Zu ihm führt ein *dynamischer Stufenbau* der Welt. **Die Seele, der Geist und das Eine sind die drei Stufen (= Plotin nennt sie Hypostasen:** Grundlagen) der (schliesslich) göttlichen Wirklichkeit. In seinen Abhandlungen mit Titeln wie „Die Natur, die Betrachtung und das Eine“ oder „Das Gute“ (das Eine) erläutert Plotin wiederholt den Zusammenhang des Wirklichen, zu dem er die formlose, unbeseelte Materie selbst nicht rechnet. *Pflanzen, Tiere, Mensch und Sternenwelt* sind durch die formende Seele am Einen teilhaftig, denn die Seele vermag einerseits das höchste Eine zu schauen, andererseits

dem formlosen Vielen Form und Einheit zu geben. Nach dem Grundsatz: *Alles Seiende ist durch das Eine ein Seiendes*, zeugt und beseelt **die Seele im Bereich der sinnlich wahrnehmbaren, unteren Welt** das Seiende. In der oberen, geistigen Welt ist die *einheits- stiftende Seele* als Mittler des Einen selbst noch nicht das gesuchte Eine, auch wenn sie sich in höherer Gemeinschaft mit diesem befindet als etwa Pflanzen und Körper.

Auch **der Geist**, das Sein des Seienden, als nächste Stufe, ist noch nicht das Eine, weil er *den Unterschied von Denkendem und Gedachtem in sich trägt*. Es gilt aber das vor dieser unterscheidenden Denken und Gedachtem in sich trägt. Es gilt aber das vor Zweiheit liegende Eine zu erfassen. Da dieses dem unterscheidendem Denken nicht zugänglich ist, kann es aber nur paradox und hinführend durch die Negation aller möglichen Bestimmungen bestimmt werden. Es ist „oberhalb“ des Seins, selbst kein Seiendes. Man kann ihm nur in einer *mystischen Schau* innewerden. Am höchsten Punkt von Plotins Philosophie kommt es daher zur *unio mystica* - zur mystischen Vereinigung mit dem Einen, Göttlichen und Guten in der *ekstatischen Schau*. „Dynamik:“ Plotin zeichnet den Prozess der **Entstehung der Welt** aus dem Einen in seinem Stufenmodell nach. Dieser Prozess wird als „**Emanation**“ oder „*Ausstrahlung*“ verstanden. Es ist ein *Überfluss*. Der Abstieg vom Einen ins Materielle und Aufstieg vom Materiellen zum Einen sind dabei im Grunde eins.

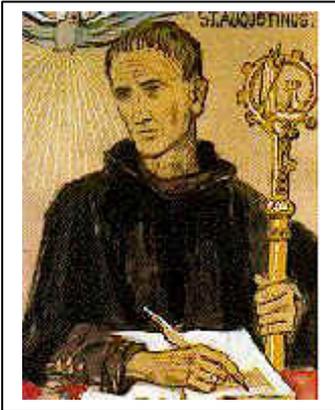
(Frage 2) Das *Erkenntnisziel* sowie höchstes *sittliches* und *religiöses* Ziel ist die Schau des Einen. **Plotins Theorie ist ein Pantheismus**. Er grenzt sich deutlich von den gnostischen Strömungen seiner Zeit ab, die dualistisch sind und das Göttliche nicht in der Welt sehen, sondern

nur in strikter Trennung von ihr. Das *Schöne* hat bei Plotin eine besondere Stellung auf dem Weg zur *unio mystica*. („Das Schöne“) Die Erfahrung des Schönen von der äusseren, wahrnehmbaren Schönheit über die innere, geistige Schönheit bis zur mystischen Schau vollzieht den Aufstieg in exemplarischer Weise. (V gl. Platons „Symposion“!) – Sie ist im ästhetischen Platonismus der Renaissance präsent und auch noch in Hegels Ästhetik und ihrer Bestimmung des Schönen als „sinnliches Scheinen der Idee“.

Plotin hat eine vielfältige Rezeptionsgeschichte, deren Höhepunkte der englische Platonismus des 17. Jahrhundert und der deutsche Idealismus bilden. Sein Einfluss auf Aurelius Augustinus - darf als immens gelten. Und so gelangen wir ganz natürlich zu einer der wirkungsmächtigsten Schöpfungen der abendländischen Geistesgeschichte.

Im Ausklang der Antike legt Augustinus einerseits die Grundlagen für eine *christliche* Philosophie, indem er das Erbe der antiken und spätantiken Philosophie aufgreift. Andererseits ist er aber auch Wegweiser in die *Neuzeit* (Rene Descartes) und selbst in die Gegenwart (Edmund Husserl und Ludwig Wittgenstein.)

Aurelius Augustinus 354-430 n.Chr.



Aurelius Augustinus wurde 354 in der römischen Provinz Africa als Sohn eines Beamten geboren. Seine starke Mutterbindung ist Legende. Er geht zum Rhetorikstudium nach Karthago, wendet sich dem **Manichäismus (= gnostisch-synkretistische Erlösungsreligion mit radikal dualistischem Weltbild)** zu. Mit beinahe 30 wagt er den Aufbruch ins Mutterland Italien. 383/4 lehrt

er in Rom. Protegiert durch Symmachus, der in für seine antikirchlichen Interessen einzusetzen hofft, bekommt er in Mailand die höchste Stelle, die ein Rhetoriker in dieser Zeit erreichen kann: er wird kaiserlicher Redner am Hof. Mittlerweile hat er sich dem Manichäismus wieder entfremdet und findet eine neue geistige Heimat bei den *platonici*, einem Kreis Intellektueller, die eine Renaissance *plotinischen Denkens unter christlichen Vorzeichen* anstreben. Hinzu kommt die allegorische Bibelinterpretation durch den Mailänder Bischof *Ambrosius* (340-397.) In ihr werden in der Tradition *Philons* (13 v. Chr. - 45/50 n. Chr.) die Texte des Alten und Neuen Testaments (neu)platonisch ausgedeutet und aufgewertet. *Diese Synthese von Neuplatonismus und Christentum* ist wesentlich für Augustin. Christliche Philosophie unter diesen Vorzeichen bedeutet in der Folge eine Abwendung von der Welt.

Augustin macht sich Plotins Philosophie zu eigen. Er meint

sie müsse nach wenigen Veränderungen christlich sein. - Wie Plotin versteht er unter der Philosophie eine Disziplin, die sich um *das Eine*, bei ihm dann *Gott und die Seele* kümmert. *Das Denken* dient dazu die ewigen Dinge zu erkennen. Das ist **Glück**: Die Sphäre der Transzendenz als ein Unkörperliches, Unsinnliches zu „berühren“. In seiner Grundstruktur wird diese Transzendenz, Gott, im Sinne Plotins, aber auch Parmenides gedacht, als: *Logos der Welt*, Wirklichkeit und Ursprung des Daseins der Dinge. Als dieser Logos ist er auch der Ursprung *der Wahrheit* der Dinge und als *Gute an sich* der Ursprung des *Gutseins der Dinge*; - ganz wie bei Platon ist Gott als Dreiheit gedacht. Die drei philosophischen *Wissenschaften* beziehen sich nun entsprechend bei Augustin auf Gott in dieser dreifachen Hinsicht, als *Physik* (Frage 1), als *Logik* (Frage 2) und als *Moral* (Frage 3.)

Was übernimmt Augustinus von Plotin?

Zum einen das **Denken der Welt**, zum zweiten die **Stufenlehre** des Seins und drittens schliesslich die **Schönheit** der Welt, die auch deren **Gutsein** beinhaltet. In der Welt wird das Schlechte bzw. Böse nur als ein Nichtsein in dem, was immer gut ist, interpretiert. Das alles kommt von Plotin und in Teilen von Aristoteles (=die Stufenleiter und das Böse als „Privatikon“ des Guten.) *Neu ist aber der Sinn des Ganzen*. Und darin unterscheidet sich Augustin wesentlich von Plotin):

a) Das Eine Plotins, jenseits von Sein, Geist und Erkennen, wird bei Augustinus *identisch mit Gott*, der selber **Sein, Geist, Erkennen** ist.

b) Plotins Dreigliederung des überseienden Einen, des seienden Geistes, der weltwirklichen Seele wird bei Augustinus zur innergöttlichen Dreiheit (=Trinität) des *einen* Gottes in *drei Personen*.

c) Das Eine Plotins strömt aus über den Geist zur Weltseele und weiter bis zur Materie in der *ewigen Gegenwart* dieses Kreislaufs. Darin ist Plotin ein antiker Denker. Bei Augustin ist es nicht mehr eine ewige Emanation, sondern eine *einmalige* Schöpfung, die der Grund der Welt ist. Und die geschaffene Welt hat denn auch nicht nur einen *Anfang*, sondern auch ein *Ende*. - Das ist ganz neu. (=Zeittheorie!!!)

d) Das Eine Plotins ist *ruhend*. Der Mensch wendet sich ihm zu. Der biblische Gott Augustins ist *wirksamer Wille*. Er wendet sich dem Menschen zu. Konkret umgesetzt heißt das: Plotin betet nicht. Beten aber ist das Lebenszentrum von Augustin.

e) Plotin findet den Aufschwung in der Spekulation mit dem Ziel der Ekstase, Augustin in der *durchdringenden Selbstdurchleuchtung*. Sein **Ziel ist die Erhellung des Glaubens.**

f) Und schliesslich die Situationen der Denker: Plotin findet sich in der freien Verbindung von je einzelnen Philosophierenden, zerstreut in der Welt, Augustinus in der Kirche als Autorität in der Gegenwart einer mächtigen Organisation.

Das vielleicht Wesentlichste an Augustin für *uns* und das historisch sicherlich *ganz Andere, Neue*, ist die „Metaphysik der inneren Erfahrung“ (so nannte sie Windelband.)

Die ist neu. Was bedeutet das genau? Es bedeutet, dass Augustins Denken sich nach innen richtet, um das *Andere Gott* - zu hören. *Noverim te, noverim me*: Dich möchte ich kennen, mich möchte ich kennen. So ist Augustins Seelenergründung Gottesergründung und umgekehrt. Nie vorher steht der Mensch so vor seiner eigenen Seele. Nicht bei Heraklit, der sagt: Der Seele Grenzen kannst du nicht auskennen, so tiefen Logos hat sie. Auch nicht bei Sokrates und Platon, denen doch alles am Heil der Seele liegt. Denken wir an den Satz Augustins: „Ich bin mir selbst zur Frage geworden“ (*questio mihi factus sum*.) In dieser schlichten Selbstbezogenheit finden wir das nicht, weder in der Antike noch in der Spätantike.

Was erkennt Augustin nun über sich und damit über Gott?

Er erkennt, dass Glaube und Vernunft zusammen gehören: „Sieh ein, damit du glaubst; glaube, damit du einsehst“ (*intellige ut credas, crede ut intelligas*), heisst sein berühmtes Motto. Mit Zustimmung denken ist nichts anderes als glauben. Daraus folgt, dass ein Wesen, das nicht *denken* kann, auch nicht *glauben* kann. Deshalb sollen wir die Vernunft lieben. Doch *ohne* Glauben erfolgt auch keine Einsicht. Man soll Gott hören in seiner Offenbarung. Und dann besteht eine Einheit von Denken und Glauben. *Die Philosophie Augustins wirkt im Kleid des Offenbarungsglaubens.*

(Frage 2) Konkret ist dies sichtbar an der Frage nach dem Erkennen und seinem Prozess.

Wenn uns plötzlich ein „Licht aufgeht“, dann erkennen wir etwas als *notwendig* und *allgemein* (bsp. eine mathematische Wahrheit.) Warum? Augustin sagt: „Weil etwas ungewusst in mir ruhte.“ (In Anlehnung an die

Anklänge an Platons Anamnesislehre) aufmerksam gemacht, hole ich die Wahrheit aus dem eigenen vorher verborgenen und immer noch unergründlichen Inneren. Dieses Phänomen der Erkenntnis gültiger Wahrheit interpretiert Augustin nun als die Wirksamkeit Gottes. Im philosophischen Transzendieren zu dieser Wahrheit als Wirksamkeit Gottes steht Augustin aber auf neuplatonischem Boden. Gott ist nicht Gegenstand einer unmittelbaren Wahrnehmung. *Es gibt für die Erkenntnis nur den Weg des Aufstiegs zu ihm.*

Diesem Weg nun dienen **die Gottesbeweise** (im Anschluss dazu, bei Anselm und Thomas.) Sie werden fester Bestandteil der christlichen Philosophie. - **Für Augustin weist die Zweckhaftigkeit und Ordnung der Welt auf Gott.** Das Unsichtbare wird aus der sichtbaren Schöpfung eingesehen. Gott ist überall verborgen und zugleich überall offenbar. Wodurch rufen Himmel und Erde, dass sie geschaffen worden sind? Dadurch, dass sie sich verändern, sich wandeln: *Heraklits* Werden wird auf Gott hin interpretiert! Und *Parmenides* ewiges Sein wird für den Beweis Gottes ebenfalls herangezogen: denn nur im Sein, das „*nicht geschaffen ist und dennoch ist, in dem ist nicht etwas, das vorher nicht war*“. Die Welt und die Dinge rufen: Wir sind, weil wir geschaffen worden sind; wir waren nicht, bevor wir sind, so dass wir uns nicht aus uns hätten schaffen können." Dieses Wissen haben wir dank Gott. Aber wir haben nur ein *endliches* Wissen. Gott *selbst erkennen* wir nicht, nur *durch* ihn. So kann Augustinus sagen: „Wenn du ihn begreifst, ist er es nicht.“ Gott ist unaussagbar. Mit unseren Denkmitteln und ihren Begriffen müssen wir diese zerbrechend gleichsam über sie hinausdenkend (Wittgenstein!!!) Gott *andeuten*. Da aber jede Aussage unzutreffend ist, so ist die beste, die Einfachheit

von ihm auszusagen: Gott ist so die Identität des Unterschiedenen, die Einheit der Gegensätze (wie der *Logos* bei Heraklit.) Am Ende dieses Weges des Denkens Gottes aber, steht das Schweigen - das hat Ludwig Wittgenstein im 20. Jahrhundert aufgenommen.

Die *Dreiheit* - wir wissen das nun - ist seit Platon in der Philosophie geläufig. Bei Platon ist im Sein der *Idee des Guten* die Einheit des Guten, Wahren und Schönen (v gl. den Dialog „Symposion“) gedacht. Bei **Plotin** ist die Dreiheit die des überseienden Einen, des Ideenreiches und der Weltseele. Die *christliche* Dreiheit, die Trinität, ist die von *Vater, Sohn-Logos und Pneuma* (= Heiliger Geist.)

Bei Platon und Plotin sind die Ideen aber eine *selbstständige Sphäre*; im *christlichen* Denken sind die „Ideen“ die Gedanken Gottes. Die Dreiheit des Übersinnlichen: Das Eine, die Ideen, die Weltseele (Plotins drei *Hypostasen*) schliesst die Welt **nicht** ein; bei Augustin ist Gott, das Eine, alles.

Wir sehen die Anklänge an all das, was ich schon erörtert habe, und doch den anderen Grundtenor bei Augustin. Er ist eine Fundgrube beinahe aller Möglichkeiten, die Transzendenz - das Eine, Gott - zu denken. Er ist dadurch ein historisch denkwürdiges Phänomen; so, dass Jaspers sagen konnte, er sei „wie eine große Musik formalen Transzendierens“ (Grosse Philosophen.) Augustin vereint neuen (Neu) Platonischen *Eros* des Erkennenwollens, die Leidenschaft des Denkens, und das im Suchen Sokratische Bewusstsein der Nichtigkeit solchen Tuns, wenn es um das geht, was Transzendenz ist. Gott: unausdenkbar, unaussprechbar, das Eine, das kein denkendes Vorstellen erreicht, das sich nur *offenbart* in Form des trinitarischen

Mysteriums.

Inwiefern ist nun die Introspektion, die Augustin in diesem Rahmen betreibt, von Interesse und Problem geschichtlich relevant?

(Frage 3) Seine Introspektion hat die Form einer inquisitorischen und entlarvenden Psychologie. Nehmen wir das Beispiel des Phänomens der *Spaltung des Wollens vom Entschluss*. Augustin wollte etwas und konnte sich doch nicht dazu entschliessen (zu seiner Bekehrung zum Christentum nämlich.) Im Zuge dieser Unentschlossenheit hat er zum ersten Mal *den Kampf des Willens mit sich selbst* rückhaltlos offen gelegt.

Das Zögern, die Entschlusslosigkeit, die Bedeutung des Entschlusses, der auf das Ganze des Lebens geht und damit unwiderruflich ist. Augustin zeigt an sich selbst den Menschen in seiner Schwäche. Und er deckt sie als das zu unserem Menschsein Gehörende auf, als **anthropologisches Faktum**. Und dann zeigt er aber auch die Überwindung dieser Schwäche. Die unbegreifliche Gewissheit, die Sicherheit des Wollens, das nun gar nicht anders kann. ***Der Wille wird Notwendigkeit und dadurch frei.*** Denn dass er will bedeutet das Ende allen Zögerns, aller Unsicherheit, allen Zweifels, aber auch aller Gewalttätigkeit des blossen Sichzwingens. Es herrscht die *Ruhe im Gewährhaben*. Solange der Wille unfrei ist, will er nicht eigentlich und kann auch anders wollen. In der Willensfreiheit und in der Handlungsfreiheit steckt eine Grunderfahrung: *Ich will, aber ich kann nicht mein Wollen wollen.* Oder anders: Ich muss ursprünglich erfahren, *woraus ich will*. Ich habe mich nicht selbst hervorgebracht darin, dass ich mich hervorbringe. Darin bleibt aber die Paradoxie - bei Augustin noch in bezug auf Gott formuliert: dass Gott

es ist, der im Menschen die Freiheit hervorbringt und damit den Menschen auch gegen sich frei werden lässt. - Noch einmal: **In der Freiheit meines Entschlusses bin ich nicht frei durch mich selbst.** Ich kann nicht wählen, frei zu sein oder nicht. Denn das setzte voraus, dass ich frei bin. Ich bin, wie J.P. Sartre es dann im 20. Jahrhundert unter Absehung einer Gotteslehre als existentielle Grundverfassung des Menschen angibt: „Zur Freiheit *verdammte*“. In der Tatsache frei zu sein, bin ich gerade nicht frei. Oder anders: Ich kann nicht wollen, nicht zu wollen.

Es wundert nicht, dass Augustin die erste wirkliche Autobiographie schreibt und sein Werk mit einem kritischen Rückblick beschliesst. Er bringt, wie Nietzsche und Kierkegaard, dem Leser nicht nur die Sache nahe, sondern auch die *Auffassung der Sache in der Reflexion über deren Bedeutung*. Augustin ist hier wegweisend modern.

Kurz vor dem Ende der abendländischen Antike in ihrem Untergang lebend, bestand der römische Staat noch, standen Bauten und Kunstwerke, galt Rhetorik und Philosophie, gab es öffentliche Spiele und Theater. Augustins Heimatprovinz Africa war eine relativ reiche Provinz, Karthago eine Grossstadt mit üppigem Luxus. Aber der Gesamtzustand war Zerfall. - Es ist, als ob durch Augustinus der Grund für eine ganz andere Zukunft gelegt wird. Er ist im Verfall die letzte antike Größe. Das Vorhergehende reicht er, es verwandelnd, in seinem Werk einem neuen Jahrtausend dar, das er geistig entscheidend mitbestimmt: Augustin ist ein Scharnier. Und er ist mächtig: der Augustinismus hat bis zum 12. Jahrhundert die Alleinherrschaft in Westeuropa. Erst mit dem Aristotelismus und Thomismus des 13. Jahrhunderts kommt Gegnerschaft und Ergänzung. Während die Wirkung Thomas von

Aquins sich aber auf den Katholizismus beschränkt, umfasst Augustinus beides: Protestantismus wie Katholizismus.

Nun komme ich zur Scholastik bzw. zu ihrem Vater, zu Anselm von Canterbury.

Zunächst kurz zum *Sachbegriff* „Scholastik“. Der Begriff stammt von „schola“ = Schule und meint diejenigen Denker, die sich schulmässig mit den Wissenschaften beschäftigen besonders die Lehrer, die an den seit Karl dem Grossen gegründeten Dom- und Hofschulen und später an den Universitäten wirken.

Die Scholastik wird überlicherweise unterteilt in Früh-(11.-12. Jahrhundert), Mittel- oder Hochscholastik (12.-13. Jahrhundert) und Spätscholastik (14. Jahrhundert.) Die Scholastik beginnt im 11. Jahrhundert und endet am Ende des 14. Anfang des 15. Jahrhunderts.

Es liegt also ein Sprung zwischen Augustin und Anselm.

Was haben wir da übersprungen, zu schnell überflogen?

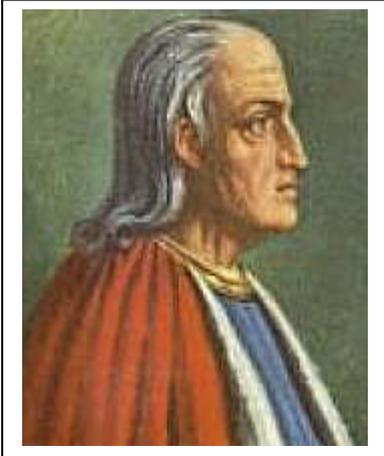
Zum einen **die Patristik, die vom 2. bis zum 7. Jahrhundert dauert.** Sie zeichnet sich dadurch aus, dass sich die Kirchenväter (= *patres*), zu denen auch Augustinus gehört, darum bemühen, die christliche Lehre mit Hilfe der antiken Philosophie auszubauen und zu festigen; gegen das „*Heidentum*“ einerseits, gegen die *Gnosis* (= spätantike religiöse Bewegung, die einen Materie-Geistdualismus vertritt: später dann der persische Manichäismus) andererseits.

Dazwischen liegt historisch aber auch der Zusammenbruch des römischen Reiches (455 erobern und plündern die Vandalen Rom.) Und die Schliessung der platonischen

Akademie 529 durch Kaiser Justinian. Und schliesslich liegt dazwischen die Bewahrung **der geistigen Tradition der Griechen zwischen 800 und 1200** durch die islamische Kultur. Exponenten sind hier *Avicenna* (Ibn Sina: 980-1037), *Averroes* (Ibn Ruschd: 1126-1198) sowie der jüdische Philosoph *Moses Maimonides* (Mose Ben Maimon: 1135 -1204.)

Und nun weiter zum Vater der bereits genannten Scholastik, dem bedeutendsten Theologen des 11. Jahrhunderts: *Anselm von Canterbury*.

Anselm von Canterbury 1033-1109



In Anselm finden **Vernunft und Glauben** einen wirkmächtigen gemeinsamen Weg. Dieser ist in seinem Gottesbeweis niedergelegt.

Anselm von Canterbury: 1033 in Aosta geboren und in Canterbury **1109** gestorben. Er ist Adelssohn, wird aber Wandermönch nach einem Überwürfnis mit dem Vater. Als Wandermönch führt er ein

bewegtes Leben, das ihm eine Mobilität ermöglicht, wie sie den Massen damals - ganz im Gegensatz zu heute - unerreichbar war: in Italien geboren, lebte er in Frankreich als Mönch und wurde in England schliesslich Erzbischof. Anselms philosophischer Grundgedanke kreist um Gott und den Beweis, *dass die wahre Vernunft notwendig zu den Wahrheiten des Glaubens führt*. Er besteht wie Augustinus darauf, **dass ich glaube, um verstehen zu können** (*credo ut intelligam.*) Die christliche Lehre soll sich also ohne die Autoritäten *rein aus Vernunftgründen* entwickeln lassen. Dafür entwickelt er den **ontologischen Gottesbeweis** (im „Proslogion“.) Die *Existenz Gottes* soll durch diesen Beweis rational zwingend erwiesen werden, *selbst für die, die nicht an ihn glauben*. Wie geht das? Wenn wir einem Zweifelnden sagen, Gott werde als das definiert, über das hinaus ein Grösseres nicht gedacht werden kann, *versteht* er die Aussage:

Gott ist bestimmt als das, worüber hinaus nichts Grösseres (oder Vollkommeneres) gedacht werden kann. In diesem Fall wird zugegeben, dass Gott *subjektive* Existenz hat. In dem Sinne, dass er *innerhalb des Geistes* existiert und in dem *Gottesbegriff*, den sogar der Zweifler hat. Aber Gott wurde ja eben als absolute Vollkommenheit definiert, als das, über das hinaus kein Grösseres gedacht werden kann. Und das, was objektiv, ausserhalb des Geistes ebenso wie subjektiv existiert, ist „grösser“, vollkommener als, das, was nur in der Vorstellung existiert. **Wenn Gott also das ist, worüber ein Grösseres nicht gedacht werden kann, muss er objektiv existieren.**

Karl Jaspers hat zu recht darauf hingewiesen, dass Anselm zwar mit der logischen Widersprüchlichkeit operiert bzw. ihrem Ausschluss, dass dies aber nicht das Entscheidende ist an seinem Gottesbeweis, an seinem Denken überhaupt.

Wenn Anselm den folgenden Grundsatz formuliert:

Es kann ein Sein gedacht werden, dessen Nichtsein nicht gedacht werden kann. Und das damit begründet, dass das *Sein* Gottes, seine Existenz, sein Dasein, nicht wie irgendein Ding in der Welt ist, sondern all das Sein, vermöge dessen es unmöglich ist, *dass es nicht sei und dass nichts ist*, dann ist dies eine Gewissheit im Denken. **Glauben durch Wissen.**

Wenn der *Ungläubige*, indem er zugibt, er wisse, was man unter Gott versteht, auch die *Möglichkeit* des Daseins Gottes zugibt, dann legt ihn die Logik auf die Aussage fest, dass Gott *wirklich existiert*. Dieses ontologische Argument ist in der einen oder anderen Form bis auf den heutigen

Tag immer wieder aufgekommen. Es ist seinem Beweisziel nach aber kein logisches Argument, sondern zeugt von der *Transzendenz des Denkens*. Das ist das Entscheidende.

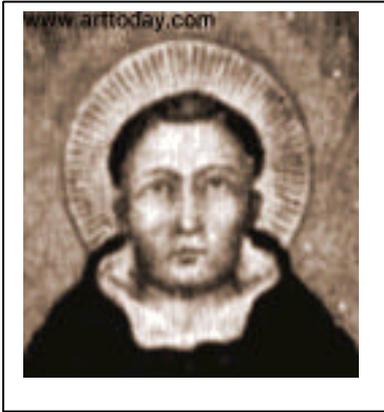
Mit Jaspers kann man daher sagen, dass das Denken zum *Symbol* wird, in dem die Unmöglichkeit der Nichtexistenz Gottes klar werden soll.

In Anselm findet damit eine Wiedergeburt unter christlichen Vorzeichen statt. Er steht wie damals Parmenides und anders Heraklit am Anfang. Er hat den tiefen Glauben an *die Einheit von Denken und Glauben im Ursprung der Vernunft*, d.h. der Philosophie.

Im Zeitalter des Thomas von Aquin treffen wir auf eine ganz andere Situation des Denkens. Hier hat sich die Gefahr des Denkens für die (kirchliche) Autorität gezeigt. Thomas begegnet dieser Gefahr, indem er einerseits das Denken des *common sense* in fest definierten Grenzen freigibt. Und andererseits aber ein dieses ergänzendes Denken des Mysteriums der Offenbarung ansetzt. Gegen Anselm (und Parmenides) sprechen so der naive ¹⁵Realismus des *common sense* und der ausgearbeitete Rationalismus autoritär gegründeter Gläubigkeit. Bejaht wird Anselm allerdings durch einige, die in unserem Rahmen wichtig sein werden: Gottfried Wilhelm Leibniz (1646 - 1716) und Rene Descartes (1596 - 1650.)

¹⁵ Realismus setzt die Existenz von Gegenständen voraus

Thomas v. Aquin 1225-1274



Thomas von Aquin: geboren bei Neapel 1225, gestorben zwischen Rom und Neapel in einem Kloster 1274. Er ist der bedeutendste Systematiker des Mittelalters. Er verbindet den Aristotelismus mit der von Augustinus herkommenden christlichen Philosophie. Im 19. Jh. wurde sein Werk von der Katholi-

schen Kirche zur Grundlage der christlichen Philosophie erklärt.

Glaube und Vernunft - die grossen Themen der christlichen Philosophie - können sich nach Thomas nicht widersprechen. Warum? Beide stammen von Gott. *Theologie* und *Philosophie* können daher auch nicht zu verschiedenen Resultaten gelangen. Sie unterscheiden sich aber in der *Methode*. Die Philosophie geht von der *Sinnenwelt* hin zu Gott, die Theologie beginnt *bei* Gott. Entsprechend geht Thomas Ontologie von der Vielheit des uns sinnfälligen Seienden aus. Thomas ist Aristoteliker. Der Aristotelismus ist für ihn die philosophische Wahrheit. Entsprechend bilden die Prinzipien der Aristotelischen Philosophie das Rückgrat, die Substruktur seiner christlichen Weltanschauung und Ethik. Wie Aristoteles unterscheidet er Wirklichkeit (Akt) und Möglichkeit (Potenz.) Allem was ist, kommt es zu, zu sein oder nicht zu sein. Jedes begrenzte

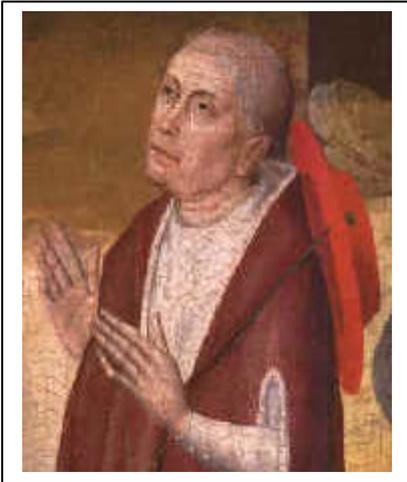
Ding ist notwendig etwas, aber es kann sich verändern. Eine Beziehung, die sich nur in *körperlichen* Substanzen findet, ist die zwischen *Materie* und *Form*. Materie ist hier reine Potenz. Die Form ist der Akt, der eine Substanz zu jener Art von Ding macht, die es ist.

Wo liegt das Prinzip der Einheit? Letztlich in der Form. Denn die Materie ist das bloss Bestimmbare der Form. *Substanz* aber ist das *Ganze* aus Form *und* Materie. - Von der Materie als der reinen Möglichkeit am Fusse der Skala, der Stufenleiter, geht es in hierarchischer Folge bis zu Gott, der reiner Akt ist. Alle Substanzen, alle begrenzten Dinge aber streben nach der *Aktualisierung ihrer Potenz, der Verwirklichung ihrer Möglichkeit*. Jede Substanz ist ein Aktivitätszentrum. Das Prinzip dieser Aktivität ist die substanzuelle Form des Dings, das, was etwas zu dem macht, was es ist und dazu bestimmt, auf bestimmte Weisen zu wirken. Das lässt sich auch anthropologisch interpretieren. Es gilt auf jeder Hierarchiestufe. Die Bestimmung eines Dinges, des Menschen ist hier als Streben nach der Realisierung seiner Form bestimmt. (Ganz wie bei Aristoteles.)

Thomas gibt *fünf Beweise* für die Existenz Gottes. Er lehnt Anselms ontologisches Argument ab und geht statt dessen seinem *induktiven Konzept* gemäss davon aus, dass die Welt sich dem denkenden Verstand als abhängig von einer letzten Wirklichkeit offenbart, die er "Gott" nennt. Alles hängt von diesem ab, kann aber nur von "unten" her erklärt werden.

Während Thomas wichtig ist für die Kanonisierung von Aristoteles für das christliche Denken - Thomas selbst wurde 1323 kanonisiert - steht Cusanus im Gefolge Heraklits und Platons auf dem Boden der Philosophie unter dem *Schutz* der Theologie, aber nicht in ihrem *Dienst*.

Nikolaus v. Kues 1401-1464



Nikolaus von Kues, stammte aus Kues an der Mosel und lebte von 1401 bis 1464. Er steht an der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit. Seine Persönlichkeit ist rätselhaft. Er verließ sein Elternhaus, der Vater war Weinbauer, fand Aufnahme in einer Bruderschaft, die seine Begabung erkannte und nach Heidelberg an die Universität schickte. Nach Jahren in

Italien betrat er als erster deutscher Denker die Hemisphäre griechischer Kultur. Das bedeutete für ihn auch eine Rückkehr zu den Ursprüngen ionischer Naturphilosophie und sokratischen Philosophierens.

Die Grundidee seines Werks ist die coincidentia oppositorum, der Zusammenfall der Gegensätze. Wie später auch Leibniz (1646-1716) lässt Cusanus sich von der Idee der Synthese, von der Aussöhnung der Unterschiede inspirieren. Während er am Konzil zu Basel (das dauerte 18 Jahre, von 1431- 49) teilnahm, sah er die Einheit des *Christentums* bedroht und war entschlossen, alles, was in seinen Kräften stand, zu ihrer Erhaltung zu tun. *Einheit* bedeutet für ihn nun aber nicht *Ausschaltung oder Vernichtung der Unterschiede*, sondern eine Identität von Gegensätzen in Gott, dem Absoluten, dem Einen, der Transzendenz. In diesem Gedanken treffen sich herakliti-

sche, platonische und neuplatonische Vorstellungen. Der höchste Ausdruck der *coincidentia oppositorum* ist Christus: Gott *und* Mensch. Christus verbindet in sich das Unendliche und das Endliche, das Ungeschaffene mit dem Geschaffenen, das Göttliche mit dem Menschlichen. Das Eine können wir Cusanus zufolge *nicht* wissen, sondern nur *approximativ* erschliessen, weil *wir immer in Gegensätzen stehen* (symbolisch-mathematische Analogie Polygon mit immer mehr Seiten nähert sich dem Kreis an, wird aber nie zum Kreis.) Dennoch *manifestiert* sich das Eine, Unendliche, Absolute, Übergegensätzliche im Universum, dem *Makrokosmos*, und im Individuum, dem *Mikrokosmos*, im unendlich Großen und im unendlich Kleinen. Obwohl Gott *an sich* unbegreiflich ist, zeigt er sich doch in der Welt: sie ist *Theophanie*: fühlbare Erscheinung Gottes.

Zwischen dem Unendlichen an sich und dem Endlichen gibt es aber kein *Verhältnis*. Um die unendliche Kluft zwischen beiden zu überwinden, modifiziert Cusanus den Platonischen Begriff der Teilhabe (der Sinnendinge an den Ideen) im Sinne von Repräsentation oder symbolischer Teilhabe (= *participatio*) des Relativen am Absoluten. Dieses erscheint im *Universum* als Ausfaltung (= *explicatio*), im *Individuum* als Zusammenfaltung (= *complicatio*). Gott ist die ausfaltende Zusammenfaltung (= *complicatio explicans*.) Das Unendliche, als Absolutes transzendent, wird **gleichnishaft im Endlichen immanent**. Um sich verständlich zu machen, muss der Philosoph daher *Symbole* verwenden.

Die rationale aristotelische Logik wird so zur symbolischen und die *hierarchische* Weltordnung des Mittelalters zum Universum, in dem *das Einzelne das Ganze vertritt, spiegelt, repräsentiert*. Entsprechend tritt das Individuum in einen neuen Weltbezug. Die zwischen dem Absoluten,

Gott, und dem Menschen seit Augustin bestehende *personale* Beziehung, die singular, einzigartig, individuell (= unteilbar) ist, bekommt damit eine neue Qualität: Sie geht nun *im* Einzelnen *aufs* Ganze.

In Cusanus symbolisch gedeuteter *Bindung des Absoluten an das Individuelle* zeigt sich so ein neues Weltverständnis. Die Welt bekommt einen neuen Sinn, das Individuum einen neuen Rang, ein neues Selbstbewusstsein. - In seinem Denken verbinden sich die griechische Kosmologie und die **christliche Weltanschauung**, in der *Freiheit, Individualität* und *Personalität* dominieren. All dies in zunächst mystisch-symbolisch-rätselhafter Weise. Die Grundtendenz ist aber spürbar: sie führt vom *theozentrischen* Mittelalter zur *anthropozentrisch-kosmozentrischen* Neuzeit. Cusanus, der die alte Dialogform wieder in die Philosophie einführt, ist ein Denker, in dem sich die Übergangszeit vom Mittelalter in die Neuzeit bemerkbar macht: die *Renaissance*. Er versteht die Natur als das *geschaffene Unendliche*, die Welt ist seiner Vorstellung nach ein *intelligibles harmonisches System* und *Gott entfaltet sich selbst auf der Ebene der geschaffenen Existenz*. Diese Annahmen bilden den geistigen Hintergrund für das Leben und die Arbeit der grossen Naturwissenschaftler der Renaissance.

Ich fasse zusammen:

Plotin, Anselm und Cusanus: sind Denker aus dem Ursprung wie Heraklit und Parmenides.

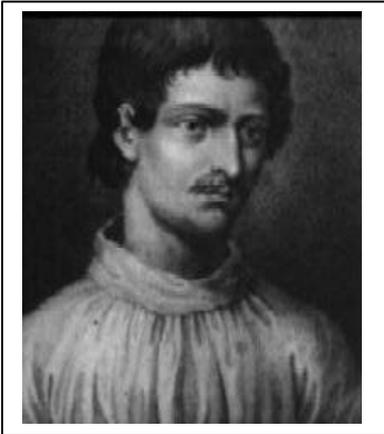
Augustinus: ist ein fortzeugender, Impulse setzender Gründer des Philosophierens wie Platon.

Thomas v. Aquin: ist der große Systematiker wie Aristoteles.

5.

**ANTIKE BIS FRÜHE
NEUZEIT. FRÜHE NEU-
ZEIT: RENAISSANCE BIS
RATIONALISMUS**

Giordano Bruno 1548-1600



Die frühe Neuzeit sind die Denker der Renaissance. Es ist der Übergang vom Mittelalter in die frühe Neuzeit. Die Übergangsgestalt war Nikolaus von Kues. Die Neuzeit definiert sich herkömmlicherweise als Periode, die mit der Renaissance einsetzt und die bis in unsere Gegenwart reicht. Die Neuzeit selbst endet mit dem Rationalismus

und definiert sich als Philosophie der Aufklärung und des deutschen ¹⁶Idealismus. Die späte Neuzeit ist die Philosophie des 19. Jahrhunderts die bis zur Jahrhundertwende führt. So wird das 20. Jahrhundert als Gegenwartsphilosophie bezeichnet. Aber zurück zur Renaissance; Cusanus ein Wendepunkt vom Mittelalter mitten hinein ins Denken der Renaissance. Die Frage ist: Was wird hier wiedergeboren?

Wir können das bei *Giordano Bruno* beobachten: die Wiedergeburt antiken Denkens unter den Vorzeichen einer neuen Welt, mit den Elementen der Cusanischen Welterschließung operierend.

Giordano Bruno ¹⁷ein Häretiker, war ursprünglich Dominikanermönch (wie Thomas) in Neapel, brach aber sein Gelübde und kehrte in die Welt zurück.

¹⁶ Das Bewusstsein ist die Idee des Gegenstandes

¹⁷ Von der offiziellen Kirchenmeinung abweichend, Irrlehre, Ketzerei

Hier führte er ein nomadisches Leben, einer Berg- und Talfahrt gleich, einmal verehrt, ein andermal wieder verachtet. Er lebte in Genf, Paris, London, Wittenberg, der Lutherstadt, Marburg, Prag, Frankfurt, Zürich, Venedig. In Venedig wird er von der Inquisition verhaftet und 1593 nach Rom gebracht. Anfänglich zum Widerruf geneigt, widersteht er jetzt hartnäckig und ohne Furcht vor der drohenden Verurteilung (Sokrates!). Nach sieben Jahren Kerkerhaft wird Bruno 1600 auf dem **Campo de'Fiori** in Rom auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Dadurch und überhaupt durch sein Leben ist er zur welthistorischen und literarischen Figur geworden.

Philosophisch bedeutsam von seinen Werken sind: "De la causa", principio ed uno (1584); "De l'infinito, uni verso e mondi" (1584); "De gli eroici furori" (1585).

Bruno ist nicht der exakte Wissenschaftler wie die Begründer der modernen Physik, Leonardo da Vinci (1452-1519), Nikolaus Kopernikus (1473-1543), Francis Bacon (1561-1626), Galileo Galilei (1564-1642), Johannes Kepler (1571-1630) und schliesslich, etwas später, Isaac Newton (1643-1727). Bei Bruno überwiegen Ahnung, Gefühl und Pathos. Aber sein Ahnen hat etwas Divinatorisches.

Vor ihm liegen die Gedanken von Nikolaus von Kues und die von Nikolaus Kopernikus. Ersteren preist er als „göttlich“. Letzterer hatte **1543** sein Werk „De revolutionibus orbium coelestium“ erscheinen lassen und darin gezeigt, dass die Erde, anders als es im ptolemäischen Weltsystem seit Jahrhunderten geglaubt wurde, sich *um die Sonne* bewege und *nicht ruhe* als vermeintlicher - **Mittelpunkt der Welt**. Wo andere noch nicht einmal *ahnen*, was mit dieser Einsicht eingetreten ist, durchschaut Bruno sofort die Situation, und der Entwicklung vorausseilend, legt er nun auch die äusserste Sphäre des Fixsternhimmels

nieder, die Kopernikus noch hatte bestehen lassen. Die **Sonne** ist für *Kopernikus*; immer noch innerhalb der äußersten Schale ein *Zentrum*. *Bruno* aber sieht ein **unendliches Universum** vor sich. Ihm zufolge ist unser Sonnensystem wieder eingegliedert in ein anderes, umfangreicheres System, dieses auch wieder und so immer zu, hinein in unendliche Räume, in die das Universum sich ausdehnt. Damit eröffnet *Bruno* die Bahn für das Weltbild der neuzeitlichen Wissenschaft. Und natürlich auch für das zu dieser gehörige **Lebensgefühl**. Ohne selbst exakter Forscher zu sein, schafft er doch den Rahmen, dem die neue Physik ihre Erkenntnisse wird eingliedern können - bis heute im Grunde.

Bereits *Cusanus* hatte von einer grenzenlosen Welt gesprochen, deren Mittelpunkte überall und deren Grenzen nirgends sind, und hatte darum gesehen, *dass die Erde nur ein Stern bzw. Planet unter anderen ist*. Bei ihm war diese „**Unendlichkeit**“ aber nur der unerfüllbare Annäherungsversuch des Abbildes an das allein im eigentlichen Sinne unendliche Urbild, an Gott und seinen inneren Reichtum, den er - wie *Platon* - als die unausschöpfbare innere Fülle der Idee des Guten verstand. (Approximationswerte: Polygon, Kreis)

Bei *Bruno* ist nun **die Welt selbst** das Unendliche und das Letztwirkliche. Sie ist nicht mehr Abbild Gottes, sondern tritt an seine Stelle. Für *Bruno* ist die Natur selbst der herrlichste Gott und an einen Gegensatz zwischen einem jenseitigen Gott und einer diesseitigen Welt glaubt ihm zufolge nur der Pöbel. Dieser *sichtbare* Gott - kein *deus absconditus* mehr - braucht darum nach *Bruno* keine Ebene der Transzendenz, keinen „unbewegten Beweger“, wie ihn beispielsweise *Aristoteles* noch angenommen hatte.

Alle Weltkörper schweben durch die eigene Schwere im

Gleichgewicht gehalten, im unendlichen Kraftfeld des ätherischen Raums. Die **Materie** ist *selbst* Prinzip der Bewegung und entlässt aus sich alle Formen vom dem, was werden und Gestalt annehmen soll. Wenn Bruno von einer „**Weltseele**“ und vom "Inneren Künstler" spricht, meint er also nicht die Transzendenz, die sich in der Immanenz zeigt, sondern diese *selbst*.

So erklärt Bruno im 5. Dialog von „De la causa, principio ed uno“, dass das Universum *alles in einem* sei: unendlich, unbewegt (die aristotelischen Prädikate Gottes!), möglich, wirklich, Form, Seele, Materie, Ursache, Wesen und Zweck. Nimmt man noch dazu, dass auch das Individuelle nichts Eigenes mehr ist, sondern nur Modifikation dessen, was *eines* ist und *alles*, sieht man, dass es sich nicht bloß um ein neues Lebensgefühl handelt, sondern um einen **monistischen Pantheismus**, also eine *Metaphysik*.

Für *Cusanus* war die Grenzenlosigkeit der Welt ein Lobpreis *Gottes*, für Bruno ist die **Welt** der neue Gott, der Gott heisst nun **Weltgläubigkeit und Weltfrömmigkeit**.

Die Alleinheit erstreckt sich jedoch - wie bei *Cusanus* - nicht nur auf das Grosse und Ganze, nach *aussen*, sondern auch auf das Kleinste nach *innen*. Das Maximum fällt mit dem Minimum, der „Monade“, zusammen. Das Kleinste nimmt das Grösste eingefaltet und antizipierend *in sich* hinein. Das Grosse aber *wiederholt* das Kleine und das Ganze in sich selbst, aus sich und durch sich seiend, in ewiger Immanenz. Wieder sind es *Cusanus* Gedanken und Worte, die Bruno verwertet: das *quodlibet in quolibet* und seine Rede vom Maximum und Minimum, sowie auch noch die Worte des Paracelsus (1493-1541): sein „Mütter und die Matrix“, wovon Bruno ebenfalls weiss. Aber wieder erhalten die Gedanken einen anderen Hintergrund. Was

sie dort nicht sein wollten, sind sie hier: **Kategorien reiner Weltimmanenz.**

Nachdem es um Bruno infolge der Verurteilung ein Jahrhundert lang still gewesen war, gewann er über Spinoza (1632-77) und Leibniz (1646-1716) Einfluss auf die deutsche Philosophie, wo Hamann (1730-88) und Goethe (1749-1832) sich für ihn interessierten, Jacobi (1743-1819) ihm wider Willen Aufmerksamkeit verschaffte und Schelling (1775-1854) sich von ihm inspirieren liess.

Wichtiger noch als diese Wirkungsgeschichte aber ist der Umstand, dass man durch Bruno wieder Anschluss fand an die eigentlichen *Ursprünge* frühneuzeitlichen Denkens bei Cusanus. Bei Cusanus sind die großen Denkprobleme, die Probleme des *Einen und Vielen*, des *Identischen und Verschiedenen*, des *Endlichen und Unendlichen*, der *Transzendenz und Immanenz* sachgerechter behandelt, so, wie sie im Deutschen Idealismus wieder im Mittelpunkt des philosophischen Interesses stehen werden. Bei Bruno werden sie in ein schönes dichterisches Pathos gekleidet, das aber vielleicht notwendig war, um diese bahnbrechende Wendung hin zur Welt herbeizuführen. Die auf Bruno folgenden Begründer der neuzeitlichen Physik bringen seine zum Teil phantastischen Betrachtungen auf den Boden der Tatsachen. Sie bringen die *moderne Naturwissenschaft* mit ihren *exakten Methoden* hervor. Zu nennen sind hier:

1. **Johannes Kepler (1571-1630)**, der die drei Gesetze der Planetenbewegung findet: 1. Die Bahn eines jeden Planeten ist eine Ellipse, mit der Sonne in einem der Brennpunkte; 2. Bei der Bewegung um die Sonne bestreicht der Radiusvektor eines Planeten in gleichen Zeiten gleiche Flächenräume und 3. Die Quadrate der Umlaufzeiten der

Planeten verhalten sich wie die Kuben ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne. (Induktiv-rechnerisches Verfahren)

2. **Galileo Galilei (1564-1642)**, der zunächst als der Mann bekannt ist, der die Richtigkeit des kopernikanischen Weltsystems *praktisch* nachweist. Dann ist er aber auch für sein *Trägheitsgesetz* bekannt, demzufolge jeder Körper in seinem Zustand der Ruhe oder der gleichförmig geradlinigen Bewegung verharrt, solange nicht *äussere* Kräfte auf ihn wirken. Und schliesslich auch für sein *Fallgesetz*, dem zufolge beim freien Fall die Fallstrecke mit dem Quadrat der Fallzeit wächst. Mit diesen Gesetzen hat Galilei die Grundlagen der **modernen Mechanik** geschaffen. Mit ihm setzt folgenreich die **quantitativ-mechanistische Naturbetrachtung** ein und löst über weite Strecken die alte qualitativ-eidetische ab, wie sie seit Aristoteles betrieben worden war.
3. **Isaac Newton (1643-1727)**, der im Anschluss an Galileis Fallgesetz, wenn auch mehr als 100 Jahre nach ihm, seine **Gravitationstheorie** und seine **Lehre von den Planetenbahnen** aufbauen wird. Er errichtet dadurch ein *in sich geschlossenes System der Mechanik*. Ein System, das die Neuzeit in Folge als *die einzig mögliche* Naturbetrachtung ansieht. So, dass auch der grosse Immanuel Kant (ich werde später auf ihn zu sprechen kommen), er lebte von 1724-1804 es sich zu eigen machen und zum Ausgangspunkt und zur Grundlage seiner Wahrnehmungstheorie und Naturbetrachtung nehmen wird.
4. **Pierre Gassen(i) (1592-1655)**, der mit seiner Erneuerung des antiken Atomismus der modernen quantitativ-

mechanistischen Naturanschauung die **philosophische Hintergrundtheorie** liefert. Wie schon Demokrit (um 460-370 V. Chr.) nimmt er drei Prinzipien der Natur an: 1) die **Atome**, 2) den **leeren Raum** und 3) die den Atomen von selbst innewohnende ungeschaffene, ewige **Bewegung**. - Die Atome haben *Gestalt, Grösse, Bewegung* und *Solidität*. Damit haben wir letzte Materiepunkte und Kraft-einheiten, die gezählt und gemessen werden können. Der mechanistische Dynamismus findet so seine ontologische Fundierung.

5. **Und schliesslich Robert Boyle (1627-91)**, der diese erhärtet, wenn er, die Alchemie in die moderne Chemie umwandelnd, nun im Experiment nachweist, dass die zusammengesetzten Stoffe tatsächlich aus letzten Bausteinen bestehen, unseren modernen *Elementen*.

Fassen wir zusammen: Was sind die allgemeinen Resultate?

1. **Die Induktion** als neue Methode im Sinne dessen, dass sie aufgrund der neuen Mittel, die Aristoteles noch nicht zur Verfügung hatte (Apparate und Experiment) Resultate erzielen kann, die zu den Fortschritten der Naturwissenschaft in der Neuzeit führen.
2. Es entsteht ein neues Gegenstandsgebiet: das Reich der Erscheinungen und Prozesse. Die **Geschehenswissenschaft** löst die Wesenswissenschaft ab. Man fragt nicht mehr, wie die Erscheinungen (= *Akzidentien*) aus der *Substanz* hervorgehen und davon her verstanden werden können, sondern man sucht nach der in der Erfahrung aufscheinenden Abhängigkeit der einzelnen Faktoren

voneinander, die *in den Prozessen selbst* enthalten sind. Darum wird die neue Zeit den Substanzbegriff durch den *Funktionsbegriff* ersetzen (*eidós/essentia* durch das Gesetz.)

3. Es entsteht ein neuer Seinsbegriff: der **dynamisch-kausale**. Das Masse oder Kraftquantum wird für fundamentaler angesehen als die Soseinsbestimmtheit *Qualität*, die mit der *Essentia* gegeben ist. Es kommt schliesslich so weit, dass die in Raum und Zeit gegebene *Kausalrelation* zur ontologischen Determination schlechthin wird. Auf diesem Boden entsteht dann das Gesetz der *Erhaltung der Energie*. Und nun ist überhaupt kein Raum mehr für eine andere Determination, eine ganzheitliche etwa oder eine sinnhaft-teleologische. Denn das wäre gegen den Energiesatz und den ganzen Sinn der mechanistischen Naturbetrachtung, wo alles Geschehen nur dem Quantum und seinem Gewicht folgt und damit streng notwendig ist. **Die Physik absorbiert so die Metaphysik**. Und dazu auch noch die Theologie und Ethik, denn die große Weltmaschine geht von *selbst*. Was zunächst nur Naturwissenschaft war, wird in Folge Philosophie schlechthin und umfasst das ganze Sein einschliesslich des Menschen.
4. Kepler ist noch gläubiger Protestant, Galilei gläubiger Katholik, trotz der Inquisition, ebenso der Atomist Gas-send, und tiefgläubig ist auch Newton. Erst später wird der neue Seinsbegriff voll im Sinn des *atheistischen Mechanismus* und *Determinismus* ausgewertet werden. Grundgelegt wird dies in der Renaissance. Ihr **neuer Wissenschaftsbegriff** ist daher die revolutionärste Tat der ganzen Zeit.

Heute: Energieausgabe geschieht nicht kontinuierlich, sondern gequantelt. Die Natur macht vielleicht Sprünge. Die Unsicherheitsrelation kann als Vorstufe der Freiheit angesehen werden usw. Die Blickrichtung der klassischen Physik ist begrenzt mittlerweile, hat sich relativiert. Zu beachten ist, dass die alte Wesens- und Formphilosophie sich der quantitativen Messung der Naturwirklichkeit aber nicht *per se* verschließt. Schon Platon kennt die Zahlen Verhältnisse in der Natur, und beide, Platon wie Aristoteles kennen auf der kategorialen Ebene die *Mitursächlichkeit des Raum-Zeitlichen*, die „Werke der Notwendigkeit“. Nur hatten *die* einen anderen Stellenwert. Aus der Notwendigkeit ihrer Erklärung ergab sich ein letzter Grund, der in der christlichen Philosophie dann „Gott“ heisst. Bei Heraklit sieht man deutlich, dass der *Logos* die *metra* - die Grössen und ihre Verhältnisse - angibt, nach denen sich das Werden entzündet und nach denen es erlischt. Auch bei Cusanus wird ein ursprünglicher Zusammenhang zwischen dem raumzeitlichen Zählen, Messen und Wägen und den ewigen Formen gesehen. *Die Ideen lesen die Welt in der Idee bzw. die Idee in der Welt.*

Nun zu *Francis Bacon*. Er fügt dem neuen Welterschliessungsmodell etwas Entscheidendes hinzu.

Francis Bacon, Baron von Verulam 1561-1626



Francis Bacon, Baron von Verulam (1561-1626) steuert ein Moment bei, das den Charakter des neuen Wissens enthüllt: den **Utilitäts-gesichtspunkt**, den Gesichtspunkt der Nützlichkeit. Das *Wissen* wird *Mittel zum Zweck* und verliert seinen *Selbstzweckcharakter*. Es ist nun ein „Um-zu“ mit ihm *innerlich* verbunden. Bacon war

Staatsmann, Jurist, Historiker und Naturforscher. Er ist hoch gestiegen und tief gefallen. *Aber* wo immer wir ihn treffen, stets scheint die *Zweckmässigkeit* seine Maxime gewesen zu sein. Ein Umstand, der Bacon den etwas übertriebenen Ruf einbrachte, *der* Philosoph der neuzeitlichen, nun empirisch eingestellten Wissenschaft zu sein. Von Bacon stammt der vielzitierte Satz: „**Wissen ist Macht.**“ Man lebt im Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen. Bacon will die Wissenschaft für diese Bestrebungen *nutzbar* machen, die alle darauf hinauslaufen, das Leben zu verschönern durch den Erwerb von *Besitz* und *Macht*. Erfindungen und Entdeckungen sollen nicht mehr

dem Zufall oder der Magie überlassen werden, sondern Sache *wissenschaftlicher Methodik* werden. Das Wissen steht also im Dienst der technischen Nutzbarmachung, der Utilität, der Nützlichkeit. Das ist neu und prägend bis ins Innerste für den Menschen seither. - War es seit dem Ursprung des Denkens die Schau der *Wahrheit als Selbstzweck*, um ihrer selbst willen, die dem Menschen seine Würde als *Mensch*, als freies Wesen, das in und durch diese Schau *über* der Welt steht, gab, so wird dies beinahe vollständig verdrängt durch den Utilitarismus und schliesslich bis heute sogar, umgekehrt, durch diesen definiert. Alles, was Selbstzweck ist, ist verdächtig, wird als Überschuss, als „**Luxus**“, definiert und in die Sphären des „**Schöngestigen**“ abgedrängt.

Was für Bacon aber „Wissen“ ist, ist in Aristoteles System z.B. lediglich technisch-mechanisches "Können". Wie ein Historiker der Philosophie vor einigen Jahrzehnten bereits meinte, ist die Masse des Wissens der neuen Wissenschaft überwältigend gross, die Tiefe ihrer Weisheit aber erstaunlich gering. Doch abgesehen von dieser kulturkritischen Perspektive auf das Neue in Bacons Denken, gibt es noch ein anderes Moment, das wichtig ist: seine neue Methode.

Bacon möchte eine Methode finden und anwenden, die **vorurteilslos** ist: Die Tatsachen sollen sprechen, nicht die *Überlieferungen*. Die Sache und deren Begriff soll sprechen, nicht die Sprache, in der *für gewöhnlich über* sie gesprochen wird. Die objektiven Tatsachen sollen sprechen, nicht die *persönliche Lieblingsmeinung* eines Einzelnen. Alle **Anthropomorphismen** sollen durchschaut und abgelegt werden. Positiv ausgedrückt heisst das dann: Die Erfahrung dessen, was ist, ist das Zentrum, von dem ausgegangen werden soll. Dadurch definiert sich

dann Bacons Begriff der *Induktion*. Bacons **Induktionsbegriff** ist bis heute so erhalten, wie er ihn aufgestellt hat. Er beinhaltet ein methodisch-experimentelles Vorgehen, das beim Sammeln und Vergleichen von Beobachtungen ansetzt, um dann im Zuge sukzessiver Verallgemeinerungen die *allgemeinen Formen der Natur* zu erfassen. Was sich auch in diesem methodischen Grundbegriff der beginnenden experimentellen Naturwissenschaft zeigt, ist der neue Weltzugang des Menschen.

Der Mensch der *Renaissance* sucht die Massstäbe für die *soziale Welt* in sich selber und die der *natürlichen Welt* außen; und zwar *ohne* Beteiligung eines Gottes. Das spürt man deutlich bereits in der Frühzeit bei Francesco Petrarca (1304-1374) und Giovanni Boccaccio (1313-1375), den Gründern des sogenannten **Humanismus**. - Primär ist die *unmittelbare Lebenserfahrung*. (Das ist in Form einer expliziten Weltanschauung verkündet sehr modern!) Und daraus entwickelt sich dann auch in der Renaissance der *Individualismus*. Im *persönlichen* (Privat)Leben, insofern der *uomo singolare* nun zum Lebensideal wird; im *staatlichen*, insofern nun das Nationalitätenprinzip auftaucht.

Eine Konsequenz daraus ist der **Vorrang der Macht vor dem Recht**, des *Handeins* vor den *Wahrheiten* und des **Willens vor der Vernunft**. Niccolò Machiavelli (1469-1527) entwickelt daraus eine weittragende staats- und geschichtsphilosophische Konzeption. *Nietzsche* schliesslich hat sich für diesen Lebensstil selbst begeistert. Und wir alle wissen, wie sehr dieses Lebensgefühl und sein Weltzugang auch immer noch unser Fahrwasser bilden.

Was *Cusanus* noch in seinem Buch von der „Gelehrten Unwissenheit“ als Nichtwissen begreifen konnte, dass wir uns der Wahrheit nur *approximativ* annähern können, sie aber niemals zu ergreifen in der Lage sind, das wird immer

mehr ¹⁸**säkularisiert**. Jetzt ist die ganze Welt nicht nur für uns, sondern *in sich selbst* ein Rätsel, ist paradox und voller Geheimnisse. Eben darum gibt es für den Menschen keine vorgeschriebene Rolle mehr zu spielen, wird er hineingedrängt in das Wagnis einer *unendlichen Metamorphose* und muss zum *ewig Strebenden* werden. Der Mensch wird selbst zu etwas *Unendlichem*.

Dem aber steht ein anderes Phänomen dieser Zeit folgerichtig entgegen: der Zweifel an der Größe des Menschen in Gestalt des **Skeptizismus**, besonders in Frankreich. Ich nenne nur den wichtigsten Namen: Michel de Montaigne (1533-92).

Es ist das Denken des Skeptizismus, das den Hintergrund von *Descartes* Denken bilden wird. Descartes übernimmt den Zweifel an dem, was gemeinhin für sicher gilt. Und die Skepsis an etwas bzw. die geistige Haltung des Skeptizismus beinhaltet gerade dies: *zu zweifeln an dem, was gilt*. Sucht nun die Skepsis eine neue Sicherheit? Und wie steht es mit Montaigne? „*Que sais-je*“ ist sein Motto. Die Welt zeigt sich ihm als ständiges Werden. Es gibt für ihn aber keinen *Logos* mehr zu fassen: Letzten Endes, schreibt Montaigne, "gibt es überhaupt kein beständiges Sein, weder in unserem Wesen noch im Wesen der Dinge. Auch wir und unser Urteil und alle sterblichen Dinge fließen und wogen unaufhörlich dahin." Naturwissenschaft und Philosophie sind von **Anarchie** beherrscht. Was es dem entgegenzuhalten gilt, ist die *innere* Sicherheit und die daraus resultierende *Unabhängigkeit des Urteils*. Jeder Mensch - und hier sind wir wieder bei Augustin, aber einem Augustin ohne seinen Gott - trägt, Montaigne zufolge, die „Gesamtform der menschlichen Natur in sich.“ Die im (stoischen Sinn verstandene) ordnende Natur wird zum

¹⁸ von lat. seaculum: dem „Jahrhundert“ gemäss, Verweltlichung

Masstab und zur Führerin für ein den Gegebenheiten gemässes Leben.

In der Metaphysik des **Rationalismus**, als deren Vertreter nun Descartes vor diesem Hintergrund zu besprechen ist, begegnen wir vier grundlegend wichtigen Neuerungen:

1. Subjekt und Objekt treten schroff auseinander.
2. Die Sphäre des Subjektiven ist das Erstgegebene, einzig Sichere.
3. Die Sphäre des Objektiven, der Natur, bewegt sich wie die des Subjektiven nach eigenen Gesetzen, den mechanischen nämlich.
4. Aus dieser Ausgangslage ergibt sich dann das Problem, wie man die „**res cogitans**“, das Subjekt, und die „**res extensa**“, das Objekt, wieder zusammenbringen soll.
- Diese "Subjekt-Objekt-Spaltung" zeitigt philosophische Systeme bis in den Deutschen Idealismus und darüber hinaus in die Gegenwart hinein.

Descartes „Rationalismus“ ist eine *erkenntnistheoretische Grundhaltung*. Auch Descartes studiert die Erfahrung, aber wichtiger als das nur Faktische ist für ihn das Notwendige; sei es das des Seins, das des Geistes oder das der Werte. Diesem Notwendigen versucht er sich auf dem Weg über die Vernunft zu nähern. Er schneidet damit das in der Folgezeit wichtige ontologische und logische Problem des *Apriorismus* an. Vernunft ist aber nicht mehr auf dem Weg zu Gott zu haben, sondern nur im Innern dessen, der denkt, dem Subjekt.

Descartes heisst u.a. aufgrund dessen zu Recht der "Vater

der Philosophie der Neuzeit".

René Descartes 1596-1650



Rene Descartes (1596-1650), stammt aus niederem französischem Adel. Er verliert früh seine Mutter, wird aber umsorgt von seiner Amme und kommt mit 8 Jahren in die Obhut von Jesuiten in La Fleche, wo er bis zu seinem 17 Altersjahr bleibt. Er promoviert in Poitiers, zieht dann als Kriegsmann unter verschiedenen Fah-

nen umher, bereist darauf Europa, um schliesslich in Holland 20 Jahre zu leben; er bleibt also im selben Land, aber ist immer noch sehr bewegt - er zieht 24 Mal um, sicherlich auch, um seiner zunehmenden Bekanntheit zu entfliehen; von ihm stammt der Satz: „**Im Verborgenen lässt sich gut leben**“. Nach dem Tod seiner Frau Helene folgt er dem Ruf der Königin Christine von Schweden und stirbt wenige Monate darauf im Alter von 54 Jahren an einer Lungenentzündung.

Descartes sucht sein Leben lang Sicherheit. Sein philosophisches Ziel ist, der Philosophie einen Weg und Aufbau zu geben, der absolut sicher ist. Das System der Philosophie soll so klar und konsequent entwickelt werden wie die

mathematischen und *geometrischen* Wahrheiten. Descartes findet - paradoxerweise - den neuen Ausgangspunkt, den er als unerschütterliches Fundament legt, über den absoluten Zweifel. Dieser Zweifel ist als methodischer Zweifel (nicht als existentieller) zu verstehen. Descartes geht folgendermaßen vor. Zunächst fragt er, was wir als sicher annehmen können. In Frage kommen:

1. Die Überzeugungen des Alltags.

„Aber, schreibt er,“ ich hatte erwogen, wie sehr ein und derselbe Mensch mit demselben Geiste, wenn er von Kindheit an unter Franzosen oder Deutschen aufgezogen ist, verschieden wird von dem, was er sein würde, wenn er unter Chinesen oder Kannibalen gelebt hätte, und wie selbst bei unseren Kleidermoden dieselbe Sache, die uns vor zehn Jahren gefallen hat und uns vielleicht wieder gefallen wird, uns jetzt übertrieben und lächerlich erscheint, so dass es weit eher Gewohnheit und Beispiel sind, die uns überzeugen, als irgendeine gewisse Erkenntnis. (*Discours de la méthode*)

2. Können uns die Lehren der *Philosophie* Sicherheit geben?

Dazu meint Descartes: „Ich hatte bereits in der Schule gelernt, dass man sich nichts so Seltsames oder Unglaubliches denken kann, was nicht von einem Philosophen bereits behauptet worden wäre.“ Damit aber nicht genug: denn,

3. auch die *Sinneserkenntnis* ist unsicher. Und

4. selbst das *logische Schliessen* und

5. die *mathematischen Operationen*.

Wenn man sich nun aber auch in *allem* täuschen sollte, zwei Dinge stehen doch unumstößlich fest: **die Tatsache des Denkens und mein Ich, das denkt.**

„Während ich so denken wollte, dass alles falsch sei, bemerkte ich sogleich, dass notwendig erforderlich war, dass der, der es dachte, etwas *sei*. Da ich mir darüber klar wurde, dass diese Wahrheit: „Ich denke, also bin ich“, so fest und sicher war, dass selbst die überspanntesten Annahmen der Skeptiker nicht imstande wären, sie zu erschüttern, so urteilte ich, dass ich sie unbedenklich als *erstes Prinzip* der von mir gesuchten Philosophie annehmen konnte (Disc. IV, 3).

Die auf dem Weg des methodischen, absoluten Zweifels erreichte Sicherheit ist damit eine Sicherheit im und durch das *Denken*. *Cogito, ergo sum*. Aber Achtung. Denkend schauen wir uns als existierend, müsste man sagen *cogitans sum indem ich denke, bin ich* -, nicht: Ich denke, *also bin ich*. Descartes sieht hier keinen logischen Schluss vorliegen, sondern er artikuliert eine Intuition. Unter „Intuition“ versteht er dabei "ein einfaches distinktes Begreifen des reinen und aufmerksamen Geistes, dass über das Erkannte weiterhin keinen Zweifel übrig bleibt, oder, was dasselbe ist, das über jeden Zweifel erhabene Begreifen eines reinen und aufmerksamen Geistes, das allein dem Lichte der Vernunft entspringt." (Regel In, 3)

Mit diesem Erkenntnismodus hängt das cartesianische Wahrheitskriterium und der mathematisch-geometrische Stil seines Wissensbegriffes zusammen. Denn auf die alte Frage nach dem Wahrheitskriterium sagt er: alles, was ich klar und deutlich erkenne, ist *wahr*.

Das *cogito* in diesem Sinn verstanden ist ein erstes „Ein-

faches", ein "Absolutes" und „Wahres“.

Der springende Punkt ist nun, dass von diesem sicheren Grund her alles andere aufgebaut werden kann. Und alles Aufgebaute wiederum auf dieses Grundelement hin analysiert werden kann. Die *Deduktion* bildet entsprechend die andere der zwei Tätigkeiten unseres Intellekts neben der *Induktion*. Und zwar ist Deduktion alles, „was sich aus bestimmten anderen, sicher erkannten Dingen mit Notwendigkeit ableiten lässt“ (Regel In, 8). Denn wir haben ja nicht nur einfache, sondern *zusammengesetzte* Erkenntnisse. Will man ein **sicheres Wissen** haben, gilt es entsprechend den Aufbau eines *Ganzen jeweils Schritt für Schritt* vorzunehmen: von den ersten als wahr und klar erkannten Prinzipien bis zu den letzten. So entsteht die Verschränkung von Induktion und Deduktion: Ordnung des Verwickelten in der Rückführung auf das weniger Verwickelte und Einfache, Allgemeine und danach anhand der *Intuition des Allereinfachsten* von diesem *aus* Aufbau und Hinausgang auf die höheren Stufen und deren Erkenntnis.

Hier wurzelt die von Descartes erfundene *geometrisch-analytische* Erkenntnismethode, auf der die analytische Geometrie basiert. So werden fortan auch die Figuren der *Geometrie* auf ihre einfachen Grössen und deren mathematisch fassbare gegenseitige Verhältnisse zurückgeführt. (Analyse und Synthese im geometrischen Sinn.)

Was ist nun aber die *Intuition* genau? Sie ist das Vermögen, die „eingeborenen Ideen“ (*ideae innatae*) zu erkennen. Diese sind: vor allem **die Idee der unendlichen Substanz** oder **Gott** und **die Idee der endlichen Substanz** mit ihren beiden großen Gruppen: **res extensa** und **res cogitans** (3. Meditation, 13-25). Diese angeborenen Ideen sind klar und deutlich und damit wahr. Sie werden *unmittelbar vom Geist* erfasst, kommen nicht von **aussen**

(wie die *ideae adventitiae*) und werden auch nicht **von uns selbst** gebildet (*ideae a me ipso jactae*).

Mit den *eingeborenen Ideen* meint Descartes also genau das, was später bei Leibniz **Vernunftwahrheit** heissen wird, und bei Kant das Apriorische in unseren Seinsausagen. Bei den vertrauerten ionischen Naturphilosophen aber entsprechen sie dem *Logos* der Welt, bei Platon den *Ideen*. - Was Descartes hier sagt, ist, dass in unseren geistigen Inhalten etwas ist, das nicht *gemacht* werden kann und auch nicht von äusseren Objekten, der Welt des rein Faktischen, kommen kann, sondern als etwas Notwendiges - Sache des *Denkens* ist. Die eingeborenen Ideen sind so die ewigen ontologischen Wahrheiten.

Wesentlich neu an Descartes Konzept der *angeborenen Ideen* ist nun der *methodische Zugang* zu ihnen: Sie können nur über die Innenperspektive des Subjekts, in dessen Denken gefunden werden. Das ist wesentlich für die Folgezeit: Seit Descartes haben wir einen klaren Primat des *Subjekts* vor dem *Objekt*, des *Inneren* vor dem *Äusseren*, des *Bewusstseins* vor dem *Sein*, der **Immanenz** der Ideen vor ihrer **Transzendenz**.

Für die Antike und das Mittelalter war das Objektive und Reale, besonders die Aussenwelt, das zuerst gegebene. Von nun an ist es unumkehrbar umgekehrt: das Objektive wird durch das Subjektive „verdrängt“. Damit ermöglicht Descartes den Psychologismus der Engländer, aber überhaupt den Typus der Philosophie, wie er die Neuzeit prägt.

Seit Descartes das Erkennen in Zweifel gezogen hat, hören in der Philosophie der Neuzeit die Untersuchungen über die Begründung des Wissens nicht mehr auf. Was im Mittelalter Metaphysik war, wird jetzt **Erkenntnistheorie**: von ihr hängt die ganze Philosophie in Folge ab. Das ist allerdings eine Zuspitzung und Verwandlung von Des-

cartes Ansatz, denn bei ihm war der Zweifel nur ein methodischer; die Möglichkeit der *Metaphysik* stand für ihn von vornherein fest. Jetzt aber wird es Ernst mit dem Zweifel, und je nachdem wird die Metaphysik stehen oder fallen.

Diese Verwandlungen, das Anknüpfen an bestimmte Momente seiner Gedanken und dann die Ausbildung von Theorien, Philosophien und Weltanschauungen, die er nie gebilligt hätte, ist für ein Verständnis der Geschichte der Philosophie wichtig und lehrreich.

Besonders das „cogito“ hat im Rationalismus nachgewirkt. Typisch für jeden Rationalismus bis heute sind Descartes *idea clara et distincta*, seine mathematische Wissensaufassung, seine Methode der Analyse und Synthese, seine Vorliebe für das Allgemeine, Begriffliche und seine Vernachlässigung des Individuellen, begrifflich nicht fassbaren, besonders aber sein Glaube an die *rationale Durchschaubarkeit des ganzen Seins*. Auch das Nichtgedankliche wird dabei als der „cogitatio“ zugehörig betrachtet. Auch wenn wir heute das seelische Leben als „Bewusst“ - sein bezeichnen, sprechen wir noch immer die Sprache von Descartes.

Die Philosophie von Descartes ist aber noch, ganz im Unterschied zur Philosophie der einsetzenden experimentellen Naturwissenschaft, **Substanzmetaphysik**. Denn das Ziel der „cogitatio“ ist immer die „Natur der Dinge“. Die Substanz wird aber im Verhältnis zur scholastischen Tradition anders definiert, nämlich als „res, quae existit, ut nulla alia re indigeat ad existendum“ (Princ. I, 51). Vergleicht man diese Definition mit der aristotelisch-scholastischen („substantia est res, cuius naturae debetur esse non in ali“), so sieht man, dass in den Begriff der Substanz jetzt auch die Frage nach dem *Daseinsgrund* aufgenommen ist.

Und nicht bloss die Frage nach der *Existenzform*. Da nach Descartes alles Sein von Gott geschaffen ist, erklärt er konsequenterweise, dass es streng genommen nur eine einzige Substanz geben kann: Gott. Sie ist unendlich. Im geschaffenen Sein gibt es auch „Substanzen“ aber nur endliche: Körper und Geist. **Sie sind nur von Gott abhängig, nicht von etwas in der Welt.**

Die drei *Substanzen*: *Gott, Geist und Körper* sind nun - entsprechend seiner These der **Parallelität von Denken und Sein** - in den drei eingeborenen *Ideen*: Gott, Geist und Körper gegeben, die ihrerseits wieder im *cogito* gegeben sind (Disc. IV, 4ff).

Wie *erkennen* wir nun die drei Substanzen? Nicht unmittelbar durch sie selbst, sondern dadurch, dass sie das Subjekt gewisser Tätigkeiten sind. Aus verschiedenen Tätigkeiten erschliessen wir darum auch verschiedene Substanzen. Die einen sind dabei zufällig, die anderen notwendig und grundlegend.

Bei den **Körpern** zum Beispiel ist Lage, Gestalt, Bewegung zufällig, *grundlegend* aber ist die **räumliche Ausdehnung**. Bei den **seelischen Erlebnissen** sind Lieben, Hassen, Wollen, Urteilen zufällig, *grundlegend* aber ist das Bewusstsein. Was *grundlegend* ist, nennt Descartes nun „**Attribut**“ (wir werden das bei Spinoza wieder finden), was *zufällig* ist „**Modus**“ oder „**Accidens**“ (in Anlehnung an Aristoteles Theorie von Substanz und Accidens.)

Ich kann nun eine Substanz gegenüber einer anderen - bsp. Körper und Seele bzw. Denken - als eine eigene und verschiedene erkennen, wenn ich sie *allein mit ihren Attributen* denken kann. Das aber ist sowohl der Fall bei der *denkenden* Substanz: Seele oder Geist als auch bei der *ausgedehnten*, dem Körper.

Entsprechend beziehungslos und in strenger Exklusivität

stehen darum bei Descartes dann die Welt der *res cogitans* und der *res extensa* nebeneinander. Und erst recht kann natürlich die *unendliche* Substanz: Gott, **ohne alles andere gedacht** werden und ist daher die Substanz im eigentlichen Sinne.

Hier wurzelt die **Subjekt-Objekt-Spaltung**. Und wenn sie sich erinnern an Aristoteles und seine Kritik an seinem Lehrer Platon, er zerresse die Welt in eine Welt der Ideen und der Sinnendinge und bekomme sie nicht mehr zusammen, haben Sie, wenn auch in verwandelter Form, in Descartes den Platoniker entdeckt.

So haben sich einige Denkmotive wiederholt. Auch die Gottesbeweise finden wir bei Descartes, sogar in dreifacher Form. Denn die Frage stellt sich ja auch bei ihm: *Denken* wir die unendliche Substanz nur, oder *existiert* sie *wirklich*?

Drei Gedanken äussert Descartes hier:

1. Wenn wir Unvollkommenes denken wollen, müssen wir immer das Vollkommene voraussetzen. Wenn wir Endliches denken wollen, immer das Unendliche. Wie sollten wir sonst das Unvollkommene als Unvollkommenes einsehen und darüber hinaus streben können? (Med. In, 28; Anklänge an Platons Dialektik stehen hier Pate)
2. Wir finden in uns die Idee des *summe perfectum* (= Gott) vor. Sie kann nun unmöglich aus dem Nichts noch aus uns selbst als dem weniger Vollkommenen entstanden sein. Wir sind als unvollkommene Wesen keine adäquate *Ursache* für die Idee Gottes (Med. In, 19-27; Disc. IV, 6f.).
3. Anselms ontologischer Gottesbeweis wird von Descartes

mit dem Argument verwendet, einem höchst vollkommenen Wesen das Dasein abzusprechen, hiesse ihm seine Vollkommenheit absprechen. Das aber wäre ein Widerspruch in sich (Med. V, 7-9).

Wichtig ist, dass Descartes mit diesen Beweisen des Daseins Gottes, seinem Gottesgedanken, den **solipsistischen Subjektivismus**, bei dem man mit dem *cogito* stehen bleiben könnte, *überwindet*. Er sagt sich: Wenn die Gottesidee nicht durch mich selbst gebildet werden kann, sondern eine Ursache außer mir verlangt, so folgt daraus, dass „ich nicht allein auf der Welt bin, sondern dass auch irgendeine andere Sache, welche Ursache dieser Idee ist, existiert“ (Med. In, 23).

Damit ist der Schritt über das Subjekt hinaus getan und die Transzendenz gegeben, die wir in unserem Kulturraum als „Gott“ bezeichnen.

Denken und Sein. Transzendenz und Immanenz sehen wir in Heraklit, Parmenides, Platon, Aristoteles, Plotin, Augustinus, Anselm, Thomas, Cusanus, Bruno, Bacon und Descartes - in allen diesen Gestalten - ähnlich und doch ganz verschieden zusammen- und entzwei gedacht. Wir haben in diesen Denkern die grossen Modelle einer Geschichte des abendländischen Denkens vor sich. Das durchgehende Merkmal der frühneuzeitlichen Denker ist, dass sie - Ausnahme ist Spinoza - die **Ethik** (Frage 3) vergleichsweise gering beachten. Das erklärt sich relativ einfach aus dem Umstand, dass sie zunächst einmal von den Erfolgen und Methoden der Naturwissenschaften und der Mathematik fasziniert waren und diesen Gebieten ihren Hauptaugenmerk widmeten. Descartes und Bacon haben vor diesem Hintergrund denn auch eine *neuzeitlich-*

intellektuell-erkenntnistheoretische Einstellung, keine christlichexistenzielle mehr. Was die frühe Neuzeit, Bacon und Descartes, aber mit dem Denken der Renaissance eines Bruno verbindet, ist die *Bedeutung des Individuums*, der *Subjektivität*.

Fassen wir zusammen, können wir sagen:

Bruno: ist der Denker aus dem Ursprung wie Heraklit und Parmenides, Plotin, Anselm und Cusanus.

Bacon: ist der Denker der Zweck-Mittel-Relation.

Descartes: ist der forzeugende Gründer unseres modernen Weltbildes und Selbstverständnisses.

6.

**DIE FRÜHE NEUZEIT BIS
19. JAHRHUNDERT. DIE
FRÜHE NEUZEIT NACH
DESCARTES: RATIONA-
LISMUS UND EMPIRIS-
MUS DES 17. JAHR-
HUNDERT**

Gottfried Wilhelm Leibniz 1646-1716



Die frühe Neuzeit heisst: wir befinden uns im 17. Jahrhundert. Als bedeutendster Vertreter des (französischen) Rationalismus sagte Descartes, der von 1596 bis 1650 lebte: „Indem ich denke, bin ich“. Das heisst: ich kann alles bezweifeln. Das denkende Ich ist das Fundament, von dem aus sich der Zweifel überhaupt erst artikulieren lässt. Es ist

unerschütterlich – *fundamentum inconsum*. Der neuzeitliche Mensch hat seine Weltgeborgenheit verloren, weil er sich immer mehr als Subjekt in seiner spezifischen Subjektivität, der Selbsteigenheit und Abgeschlossenheit in sich, sieht und entsprechend einer Welt der *Objekte* (und der anderen Subjekte) gegenüber stellt. Nicht wie noch bei Augustinus fühlt er sich aufgehoben im Letzten in der Transzendenz eines Gottes, sondern sieht sich einer Welt der Einzeldinge und Einzelwesen gegenüber, die ohne Zusammenhang zu *seiner* Existenz zu sein scheinen. Es besteht keine Harmonie mehr zwischen Mikro- und Makrokosmos, wie sie der Renaissancemensch noch empfunden hatte. Und da der neuzeitliche Mensch sie verloren

hat, beginnt er, die verlorene Sicherheit *in sich selbst* und seinen subjektiven *Erkenntnismitteln* zu suchen.

Damit entsteht das Problem der *Methode*, des *Erkenntnisweges*. Und die Theorie, die sich diesem Thema explizit widmet, die **Erkenntnistheorie**, wird zur Metaphysik Nummer eins. Sie verdrängt die alten Themen *Gott, Welt* und *Seele*. Die *primäre* Frage ist nun: Wie kann das Subjekt zu sicheren, also wahren Erkenntnissen über die Außenwelt gelangen und wie ist dieser Zusammenhang zwischen Subjekt und Objekt, zwischen **Denken und Sein**, zu erklären?

Im letzten Abschnitt haben wir sehen können, dass Descartes in seiner Philosophie des *cogito* einen quasihematischen Weg beschreitet, um die *Sicherheit des Erkenntnisweges* zu garantieren. Dabei werden die vielen Einzeleindrücke in ihrer Komplexität zurückgeführt auf ihre einzelnen *Bestandteile*, und diese wiederum auf das ihnen gemeinsame *Allereinfachste*, das - wie das *cogito* - durch Intuition gewonnen wird. Von dieser Intuition des Allereinfachsten aus, wird dann der Aufbau des Systems Schritt für Schritt vorgenommen. Die Intuition ist das wesentliche Moment der von Descartes geprägten geometrisch-analytischen Methode. Sie ist quasi das Scharnier zwischen Analyse und Synthese. Die *Intuition* im Sinne dessen, dass durch sie etwas als *unmittelbar einleuchtend* im *Denken* gegeben ist, sowie die mathematische Methode der **Zergliederung** (*Analyse*) und des **proportionalen Aufbaus** (*Synthese* im Sinne der „Komposition“) werden in Folge wichtig und wirksam.

Das zeigt sich sehr deutlich bei den drei Denkern, deren Häupter aus dieser Zeit weit herausragen.

1. Gottfried Wilhelm Leibniz (1646 -1716) 2. Benedictus de Spinoza (1632-1677) 3. John Locke (1632-1704)

Sie alle gehören der frühen Neuzeit an. Während Leibniz und Spinoza aber Denker im Sinne Descartes waren, fällt Locke aus dem Rahmen.

Zunächst aber zu Leibniz. Leibniz wird in Leipzig in einen Akademikerhaushalt geboren. Sein Vater ist Notar und Professor an der dortigen Universität; über seine Mutter wissen wir nahezu nichts. Überhaupt ist Leibniz Biographie scheinbar durch Lernen, Studieren und Arbeiten geprägt. Dabei gilt er als schöpferischstes und letztes Universalgenie der europäischen Geistesgeschichte und sein Leben erscheint entsprechend primär als Bildungsreigen. So studiert er Mathematik, Philosophie und Jurisprudenz und ist in allen produktiv. Sein äusserer Weg führt ihn von Leipzig nach Jena und Altdorf bei Nürnberg (Studium), dann nach Mainz (Ratsmitglied zur Neuordnung des römischen Rechts am Oberrevisionsgericht), Paris (als politischer Berater von eigenen Gnaden: wo er die Eroberung Ägyptens und die Zerstörung des türkischen Reiches anstelle des geplanten Feldzugs gegen Holland vorschlägt) und schliesslich nach Hannover, wo er von 1676 an bis zu seinem Tod Berater und wissenschaftlicher Bibliothekar des Herzogs Johann Friedrich ist.

Bereits als 20-jähriger verfolgt Leibniz Gedanken, die in der modernen **Logik** fruchtbar geworden sind. Wie Descartes ist er sein ganzes Leben lang vom Streben nach einer *sicheren Methode des Denkens* beherrscht. Und als Vorbild dient auch ihm die *Mathematik*. Mit Begriffen sollte man ebenso rechnen können wie mit Zahlen, und in Fällen, wo die Gewissheit nicht zu erreichen ist, sollte zumindest der *Wahrscheinlichkeitsgrad einer Erkenntnis* be-

stimmt werden können. Ja, es müsste sogar eine *Methode* entwickelt werden können, mit deren Hilfe *neue Wahrheiten* entdeckt werden könnten (eine *ars inveniendi*). Als 20-jähriger, wie gesagt, entwickelt Leibniz in seiner *ars combinatoria* daher den Plan zu einem *Alphabet menschlicher Gedanken*. Und zwar in der Erwartung, dass durch die Kombination der Buchstaben dieses Alphabets sowie durch die Analyse der aus ihnen gebildeten Wörter „alles gefunden und beurteilt“ werden könne! Wir sehen hier die Verbindung zur modernen Logik und Informatik, wenn wir überlegen, dass die von Leibniz erdachte Wissenschaft dieser Kombinationen, die *scientia universalis*, diese durch passende „Charaktere“ also Symbole, zum Ausdruck bringen soll, was schliesslich zu einer „*Characteristica universalis*“- einem universellen *Kalkül* - führt.

In seiner **Erkenntnistheorie** ist Leibniz ein *Mittler* zwischen *Rationalismus* und ¹⁹*Empirismus*. Leibniz unterscheidet zwei *Arten von Wahrheiten*: solche, die durch den Verstand bzw. die Vernunft gefunden werden, das sind die **Vernunftwahrheiten, die „verites de raison“**, und solche, die durch die Erfahrung erkannt werden. Das sind die **Tatsachenwahrheiten, die „verites de fat“**.

Die *reinen* Erkenntnisse schöpft der *Verstand aus sich selbst*, sie sind - wie bei Descartes – „eingeboren“ (*ideae innatae*). Die *Einsicht* in sie ist rein *logischer* Natur, da sie auf der Notwendigkeit des *Denkens* beruhen. Der Grund ihrer Annahme besteht in der Unmöglichkeit des Gegenteils. Zu den eingeborenen Ideen gehören die *theoretischen* wie die *praktischen* Grundsätze, sowie die Ideen des Möglichen und Identischen. Die *Vernunftwahrheiten* lassen sich auf letzte Gründe oder Ursachen zurückführen. Die in ihnen enthaltenen Begriffe bestehen aus Teil-

¹⁹ Die erfahrbare Tatsache

begriffen von *endlich* hoher Zusammensetzung. Die *Tatsachenwahrheiten* beruhen demgegenüber auf Akten der *Erfahrung*. Der Grund ihrer Annahme liegt in der *Tatsächlichkeit* unserer Vorstellung von ihnen. Die Möglichkeit ihres Gegenteils ist *nicht* ausgeschlossen. Die *Tatsachenwahrheiten* werden in *auf Erfahrung beruhenden, empirischen* (*empeiria*: Erfahrung, auch Kenntnis, Übung, Geschicklichkeit, Tüchtigkeit) Sätzen ausgesagt. Sie enthalten Begriffe *unendlich* hoher Zusammensetzung, deren Verknüpfung nicht logisch begründet, sondern lediglich *konstatiert* werden kann. Das Kriterium ihrer *Objektivität* ist ihr *räumlich-zeitlicher* Zusammenhang. Dieser wird durch die *Vernunftwahrheiten* verifiziert. Während die *Vernunftwahrheiten* auf dem *Prinzip des Widerspruchs* und auf dem des *zureichenden Grundes*, beruhen, beruhen die *Tatsachenwahrheiten* aber lediglich auf dem des *zureichenden Grundes* und folgen anderen Grundsätzen, dem Grundsatz der „Angemessenheit“ (*convenance*) oder dem der „Wahl des Besten“ (*choix du meilleur*). Den *Vernunftwahrheiten* kommt aufgrund ihrer logischen Prinzipien *absolute, unbedingte* Notwendigkeit zu. Die Sätze der *Tatsachenwahrheiten* besitzen aufgrund ihrer Abhängigkeit von der *Erfahrung* nur *bedingte* oder *hypothetische* Notwendigkeit.

Die **Logik und Erkenntnistheorie**, wie sie in Leibniz *ars combinatoria* und seiner Unterscheidung von *Vernunft- und Tatsachenwahrheiten* vorliegen, stehen in einem *inneren Zusammenhang* zu seiner *Metaphysik*. Das heisst: sie erhalten ihre *Prägung* durch seine *Bestimmung* des *Substanzbegriffs*. Hier weicht Leibniz deutlich von *Descartes* ab. Und auch, wie wir sehen werden, von *Spinoza*.

Wahrhaft Seiendes kann Leibniz zufolge nur *Eines* sein. Es muss die *Merkmale* der *Spontaneität* und der *Individual-*

lität besitzen. Das Prinzip des *Tuns* und *Leidens* (Aristoteles!) muss daher *in ihm selbst* liegen. Leibniz gewinnt also seinen *Substanzbegriff* aus dem *Selbstbewusstsein*. Hier geht er noch mit Descartes (und auch mit Spinoza) konform. (Denken wir an das *cogito!*)

Wenn nun aber *Wirkung* und *Tätigkeit* (Spontaneität, Tun) die charakteristischen Eigenschaften der Substanz sind, dann muss ihr **Kraft** zukommen, sagt Leibniz. Und durch dieses Merkmal sieht er sich im Gegensatz zu Descartes und Spinoza genötigt, eine *unendliche Mannigfaltigkeit von Substanzen* zu postulieren. Diese sind als wahre Einheiten nicht materielle, *sondernformelle* Atome, für die Leibniz seit etwa 1697 den Ausdruck der „Monade“ verwendet.

Die **Monaden** bilden das *eigentlich Seiende*, die ersten absoluten *Prinzipien der Zusammensetzung der Dinge*. Sie können auf natürliche Weise weder entstehen noch vergehen. Sie sind voneinander unabhängig, ausser von Gott. Sie wirken auch nicht aufeinander ein. Der Zusammenhang, der zwischen ihnen aber besteht, wird durch einen ursprünglichen, von der Zentralmonade „Gott“ gestifteten Bezug der Monaden aufeinander, die *prästabilisierte Harmonie*, garantiert. So ist jede Monade Ausdruck aller übrigen Monaden, bildet aber auf je eigene Weise einen lebendigen Spiegel des Universums. Zur Begründung dieser Auffassung der metaphysischen Vereinbarkeit von *Notwendigkeit und Freiheit*, und zur Begründung seiner Unterscheidung von Vernunft- und Tatsachenwahrheiten braucht Leibniz nun den Begriff der „möglichen Welten“ Auch dies ein Theorem mit Wirkung ins 20. und 21. Jahrhundert hinein! So hat Gott unsere bestehende Welt unter den *unendlich vielen möglichen*, über die er in seiner Vorstellung verfügt, zur Wirklichkeit werden lassen, weil sie

ein Maximum an Realität besitzt und die beste „aller möglichen Welten“ ist. Während die ewigen *Vernunft-Wahrheiten* in allen möglichen Welten gelten, gelten die *Tatsachenwahrheiten* nur in unserer wirklichen. Die Notwendigkeit, mit der sich das reale Geschehen vollzieht, ist daher keine absolute, sondern eine *bedingte*.

Die Gesamtheit der Monaden bildet so eine kontinuierliche Stufenreihe des Seins, die von der höchsten, Gott, hin zu den verschiedenen Graden der geschaffenen Monaden reicht. Leibniz vertritt aufgrund dessen einen absoluten *Vitalismus*. Es gibt nichts Totes in der Natur. Alles ist von Leben erfüllt wie ein „Teich voller Fische“. Es gibt weder Geburt noch Tod, das Leben hat weder Anfang noch Ende, er erfährt nur *Umgestaltungen*. Aller gegenwärtigen Form ging eine andere Form voraus. Es herrscht also auch im Lebendigen das *Prinzip der Kontinuität*, wonach es zwischen den drei Reichen der Natur keine Sprünge, sondern nur stufenlose Übergänge gibt. *Natura non facit saltus*, sagte man im Mittelalter und in der Renaissance. Die rationalistische Grundhaltung ist in Leibniz Ethik offenbar, wenn er sagt: „Frei sein, heisst der Vernunft gehorchen.“ Je stärker der Mensch also durch klare und deutliche Vorstellungen bestimmt ist, desto freier handelt er.

Wir sehen, dass Leibniz viele Elemente der philosophiegeschichtlichen Tradition aufnimmt, die Sie in Teilaspekten bereits kennen. Er ordnet sie neu; natürlich auch deshalb, weil er auch aus Voraussetzungen und Motiven, die der geistigen Situation, seiner Zeit entstammen - herausdenkt. Was sein Denken originell und bleibend macht, ist die Konsequenz, mit der er die *Mathematisierung der Wissenschaft und Philosophie* betreibt.

Leibniz Streben nach *allgemeiner Logisierung des Seins*, sein Glaube an die Angleichung der menschlichen an die göttliche Vernunft und das darauf aufbauende Vertrauen auf den *unaufhaltsamen moralischen und erkenntnismäßigen Fortschritt* der Menschheit zeichnen sein Philosophieren aus und zeichnen verantwortlich für seine immer wieder auflebende Aktualität.

Benedictus de Spinoza 1632-1677



In ganz anderer und in manchem doch ähnlicher Weise gilt dies auch für Spinoza. Benedictus de Spinoza eigentlich: Bento de Espinoza (*Baruch* ist die sakrale Form von Bento, *Benedictus* die latinisierte Form.) 1632 bis 1677 Benedictus, respektive Bento, wird in Amsterdam in eine portugiesisch-jüdische Kaufmannsfamilie hinein geboren. In der Rabbinerschule

Amsterdams erhält er seine Ausbildung und studiert zunächst primär den Talmud, die jüdischen Scholastiker und insbesondere die *mystischen Geheimlehren des Mittelalters*. Danach wendet er sich aber bald den Denkern seiner Gegenwart und der zeitgenössischen Wissenschaft zu. Er lernt Latein und setzt sich mit den Werken von Bruno, Bacon, Descartes und auch Hobbes - dem Englischen Staatsphilosophen - auseinander. Das führt zu seiner Entfremdung von der jüdischen Gemeinde, die in seiner Ausstossung endet. Spinoza verlässt Amsterdam, findet Unterkunft in verschiedenen kleinen Ortschaften in der Umgebung und schliesslich Domizil in Den Haag, wo er bescheiden und zurückgezogen im Alter von 45 Jahren an TB stirbt. - Seinen Lebensunterhalt verdient er sich mit der Linsenschleiferei. Ansonsten lebt er von Renten, die ihm wohlhabende Freunde (derer er dann doch welche hatte) aussetzen. - Spinoza war kein armes unbekanntes „Hut-

zelmännchen“: Er hatte einen Ruf an den – damals renommierten - Philosophie-Lehrstuhl der Heidelberger Universität bekommen (durch Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz.) Den lehnte er aber aus zwei Gründen ab. Zum einen wollte er Forschen, nicht Lehren; zum anderen hatte er Angst vor Zensur - die war auch begründet. Denn er hatte ja erlebt, wie Meinungs- und Gedankenfreiheit beschränkt werden können / und existentiell relevant werden.

Anders als bei Descartes und Leibniz ist ursprüngliches Movens von Spinozas Denken nicht die Suche nach einer bzw. *der* Sicherheit im Denken, sondern sein *ethisches* Anliegen. Es entspringt seiner tiefen Frömmigkeit. Entsprechend ist Spinozas Hauptwerk eine **Ethik**. Allerdings, und hier zeigt sich sein Rationalismus, eine Ethik „*more geometrico*“; D.h. eine solche, die sich in der Darstellung der *mathematisch-deduktiven* Methode bedient, also mit Definitionen, Axiomen, Propositionen, Explikationen und dergleichen mehr, arbeitet. Damit steht Spinoza dann wieder in deutlichem Zusammenhang mit dem Denken seiner Zeit. Das Streben nach etwas, das *unvergänglich* ist, nach einem ewigen „Gut“, das - infolgedessen - wahre *Glückseligkeit* verheißt, steht im Zentrum von Spinozas Denken. Nicht das *cogito* Descartes gilt ihm entsprechend als unmittelbar gewisser Inhalt des Denkens, sondern die *Gottesanschauung*. Diese bedarf keines besonderen Beweises, sondern wird mit der *Substanz gleichgesetzt*. Und zwar so, dass alle möglichen Dinge nur als Gestaltungen dieser einen *göttlichen* Substanz erscheinen.

Diese Annahme überwindet Descartes Dualismus von *res cogitans* und *res extensa*, führt aber durch die Aufhebung der Transzendenz Gottes zur einer völligen Gleichsetzung mit der Natur, zum *Pantheismus*; „*deus sive natur*“: Natur oder Gott, wie es bei Spinoza dazu heisst. Eine angemess-

sene Naturerkenntnis ist daher gleichbedeutend mit einer angemessenen Gotteserkenntnis. Und so gilt, dass sich ebenso wie sich aus der Gottesidee alle Erkenntnisse entwickeln lassen können, in der Wirklichkeit alle Dinge als aus der Gottheit hervorgehende bestimmen lassen. Dieses „Hervorgehen“ versteht Spinoza aber nicht als *Emanation*. Im neuplatonisch-plotinischen Sinne, sondern als ein Verhältnis des *Grundes zur Folge*. Das Kriterium für die *Wahrheit* der *intuitiven* Erkenntnis Gottes trägt die *Seele* laut Spinoza *in sich selbst* (hier ist die Analogie zwischen dem *cogito* Descartes und den Vernunftwahrheiten von Leibniz zu ziehen.) Die Seele konstruiert als *geistiger Automat* die Ordnung des realen Seins nach den ihr immanenten Regeln (hier wird der ²⁰Determinismus Spinozas deutlich.) Die *rationale* Erkenntnis steht dabei dieser *intuitiven* am nächsten. Denn sie gewährt ein Wissen, das einen Schluss von der Wirkung auf die Ursache erlaubt und betrachtet die Dinge nicht als zufällig, sondern als *notwendig*. Die übrigen Arten der „Erkenntnis“ dagegen beruhen auf „Hörensagen“ oder zufälliger Erfahrung und bilden die Quelle allen *Irrtums*.

Die möglichen *Bestimmtheiten* der *einen* Substanz nun sind ihre *Attribute*. Sie verhalten sich zu ihr, ganz analog wie die Dimensionen des Raums zu diesem selbst. Die Zahl der Attribute ist *unendlich*. Dem *menschlichen* Geist sind aber nur zwei zugänglich, Denken und Ausdehnung. Das kennen wir schon von Descartes, die *res cogitans* und die *res extensa*. Nur sind sie bei ihm nicht in der *einen* Substanz vereint, wie bei Spinoza. Die *eine* Substanz *ist frei*. Sie wirkt nicht auf die Dinge, sondern in den Dingen

²⁰ lat. determinare: begrenzen – die Lehre von der Bestimmtheit des gesamten Weltgeschehens, einschliesslich aller menschlichen Lebensläufe

und ist identisch mit der geometrischen Ordnung des Seins. *Verstand* und *Wille* gehören *nicht* zur Substanz (*natura naturans*), ebenso wenig wie die menschlichen Empfindungen und Regungen. Alle *einzelnen* Dinge, Wesen oder Gedanken sind vielmehr „Zustände“ (*modi, Affektionen*) der *Attribute*, durch welche diese im Bereich des Geschaffenen bestimmte Formen annehmen. Die *modi* existieren nicht als metaphysische Realität, sondern nur als besondere Erscheinungen. Ihr Verhältnis zur Substanz ist das des Grundes zur Folge, im Sinne einer mathematischen Abhängigkeit. Der Dualismus der beiden dem menschlichen Denken zugänglichen Attribute Denken und Anschauung wird von Spinoza in Richtung auf einen vollkommenen Parallelismus der Attribute (strukturähnlich der prästabilierten Harmonie) und dessen Zusammenhang in der einen Substanz gelöst.

Alles Geschehen in der Welt ist dabei durch die mechanische Kausalität bestimmt und nicht auf ein Ziel hin bestimmt. Darin ist Spinoza echter Zeitgenosse der Rationalisten! Der unendliche Kausalzusammenhang ist eine Folge der Natur Gottes, aus welcher der Weltprozess mit derselben logischen Notwendigkeit hervorgeht, wie die Winkelsumme aus der Natur des Dreiecks. „Alle Zweckursachen sind nichts weiter als menschliche Einbildungen“, sagt Spinoza.

Die Folge dieser Aussage ist klar: **die Willensfreiheit wird zur Illusion**. Was besteht, ist die mechanische Kausalität als Folge der Natur der einen Substanz. Nichts sonst: Die Erscheinungen des psychischen Lebens werden entsprechend aus dem *Selbsterhaltungstrieb* erklärt. Alle Affekte lassen sich aus dem ursprünglichen Streben nach Selbsterhaltung ableiten. Auch sie sind den allge-

meinen Regeln und Gesetzen unterworfen und nicht anders zu behandeln als Körper, Linien und Flächen.

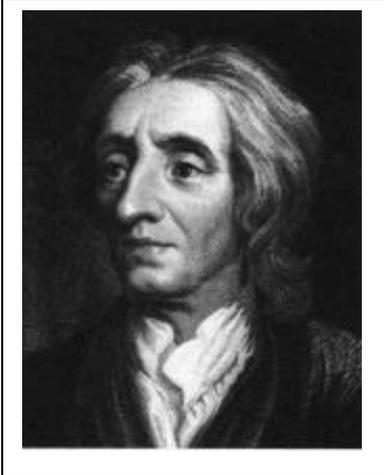
Spinoza nimmt drei Grundaffekte an: **Begierde, Freude und Trauer**. Aus ihnen werden alle anderen abgeleitet. Liebe z.B. ist „Freude begleitet von der Idee einer äußeren Ursache“. Da der Mensch nun als endliches Wesen in den Naturzusammenhang verflochten ist, und sich daher von den Dingen nur inadäquate Vorstellungen bilden kann, befindet er sich in einem Zustand des passiven Erleidens. Je mehr inadäquate Vorstellungen er besitzt, desto mehr ist er diesem Zustand unterworfen. Ein Affekt kann nun nur durch einen anderen, stärkeren überwunden werden (tiefe Trauer z.B. nur durch grosse Begierde.) Die Erkenntnis, was dem Menschen nützlich ist, muss daher selbst zu einem Affekt werden. Sofern der Mensch vernünftig denkt, hält er nur das für nützlich, was zu richtigem Erkennen beiträgt. Dadurch tritt die Seele aus dem Zustand der Passivität in den der Aktivität, in dem sie sich selbst bestimmen kann. Sie erlangt Freiheit. Deren höchster Gipfelpunkt liegt in der Erkenntnis Gottes. Sie bildet den Gipfel der Tugend. Und zugleich erlösende Macht, die es dem Menschen erlaubt, sich und seinen Körper unter der Form der Ewigkeit zu begreifen. Wer entsprechend erkannt hat, dass es nur eine Substanz gibt, wendet sich ab von den vergänglichen Gütern der Welt, richtet seine Liebe nur auf die Gottheit und findet in dieser Liebe das höchste Glück, die Glückseligkeit.

Obwohl Spinoza also seine **Psychologie und Ethik** auf der Grundlage der Selbsterhaltung aufbaut, gelingt es ihm durch die Unterordnung der Triebe unter die Herrschaft der Vernunft zu einem höchsten Gut zu gelangen. Auch in der Staatslehre führt der Selbsterhaltungstrieb zwangsläufig zu einer rechtlichen Regelung des Zusammenlebens

der Menschen, zu einem Staatsvertrag. Wie für Thomas Hobbes (1588 - 1697) ist der Staat dabei eine „Maschine“, die zur Beförderung des Wohles des Menschen eingerichtet ist, und deren Wert um so grösser ist, desto besser sie diesen Zweck erfüllt. Spinozas Denken stellt sich als ein grossartiges in sich geschlossenes System dar, das kompromisslos alle Konsequenzen aus seinen Prämissen zieht. Es ist mit allen Schwächen des strengen Monismus, Mechanismus und Rationalismus behaftet, lässt der Willensfreiheit und der Zweckvorstellung keinen Platz und reduziert alles Geschehen auf das mathematische Verhältnis des Grundes zur Folge. Durch die strenge Folgerichtigkeit seines Aufbaus einerseits und die Durchdringung dieses Aufbaus mit mystischen Motiven andererseits hat es aber weit über seine eigene Zeit hinaus die nachfolgenden Denker beeinflusst. Die grossen Systeme der Deutschen Idealisten sind ohne Spinoza nur zur Hälfte denkbar.

Wie verhält es sich in diesem Kontext nun mit Locke? Wir haben gesehen, dass Leibniz und Spinoza in vergleichbaren Welten zu Hause sind, was ihr Vertrauen in die Mathematisierbarkeit unserer Weltverhältnisse aufgrund eines letzten Prinzips angeht. Wie steht John Locke, der Hauptvertreter des Englischen Empirismus, Wortführer des Toleranzgedankens und Wegbereiter der Aufklärungsphilosophie, zu dieser Frage?

John Locke 1632-1704



John Locke: 1632 bis 1704. Locke wird in einen kleinstädtischen Juristenhaushalt bei Bristol geboren. Er studiert erst in Westminster, dann in Oxford Philosophie, kann mit der Scholastik wenig anfangen, beginnt sich mit Descartes zu beschäftigen und wendet sich in Folge mehr und mehr der experimentellen Naturwissenschaft und der Medizin zu. Er unterhält

freundschaftliche Kontakte zu Newton, Boyle u.a., was ihm die Aufnahme in die Royal Society einbringt, und darüber hinaus die lebenslange Freundschaft mit Lord Anthony Ashley, dem späteren Earl of Shaftesbury. Bei ihm lebt er als Arzt und persönlicher Ratgeber. Und hier wird er zu seinen staatspolitischen Studien angeregt. Die Auseinandersetzung mit den französischen Materialisten und Gasendisten sowie die Kenntnis liberalertheologischer Richtungen (holländisches Exil von 1684-88) führt ihn zur Freidenkerei, die ihm später den Vorwurf einbringt sein berühmtestes Werk: der „Essay concerning human understanding“ (1690) sei mit den Grundsätzen der christlichen Lehre, insbesondere mit dem Trinitätsdogma, nicht vereinbar.

Lockes Essay geht auf jahrelange Auseinandersetzung mit seinen Freunden Boyle und Newton zurück. Er möchte

darin, den „Baugrund etwas säubern und einen Teil des Schutts beseitigen, der den Weg zur Erkenntnis versperrt“. Dabei vollzieht Locke methodisch die **Hinwendung zur Analyse des erkennenden Subjektes**. Er will Einblick in die „Arbeitswege des menschlichen Geistes“ (*inspection in the working of men's mind*) gewinnen. Sein erklärtes Ziel ist es, „Ursprung, Gewissheit und Umfang des menschlichen Erkennens“ zu erforschen. Und zwar, um den Verstand damit in seine Schranken zu weisen. Dieser soll nicht mehr bedenkenlos und in Überschätzung seiner Kräfte auf dem unermesslichen Ozean des Seienden (*vast ocean of being*) herumtreiben, sondern seine Fähigkeiten und Möglichkeiten prüfen und *danach* seine Forschungsgebiete bestimmen.

Locke operiert dabei nach zwei Seiten hin: Sowohl das unkritische als auch das überkritische Denken, das masslose Beweise einfordert, sollen eingegrenzt werden. Wer grundsätzlich *alles* anzweifelt - denken wir hier an Descartes! – handelt nach Locke „ungefähr ebenso wie derjenige, der seine Beine nicht gebrauchen wollte, sondern still sass und zugrunde ging, weil er keine Flügel zum Fliegen hatte“. Da wir mit dem Verstand normalerweise alles wahrnehmen, ohne seiner dabei selbst gewahr zu werden - also in der *intentio recta*, nicht *obliqua* sind -, ist bei der von Locke beabsichtigten Prüfung des menschlichen Verstandes eine andere Einstellung notwendig. Es ist nach Locke „Kunst und Mühe dazu erforderlich, einen gewissen Abstand vom Verstand zu gewinnen und ihn zu einem Objekt zu machen“. Das in der *intentio obliqua* schliesslich aber doch gewonnene *Objekt des Verstandes* nennt Locke dann „Idee“ (*idea*, auch *phantasma*, *notion* oder *species*.) Da Locke im Gegensatz zu Descartes abstreitet, dass es "angeborene Ideen" gibt, stellt sich ihm

das Problem, wie diese „in den Geisthineinkommen" und woher der Geist, den er sich als unbeschriebenes Blatt (*white paper*) vorstellt, alle seine Materialien zum Erkennen und Überlegen bezieht. - Locke sagt: Aus der **Erfahrung**. In ihr ist ihm zufolge aller unser Erkennen begründet. Und aus ihr leitet sich alles schliesslich ab. Was aber ist „Erfahrung"? Locke gibt eine *Ursprungserklärung*. Die Erfahrung entspringt einer *zweifachen Quelle*: Zum einen der *äusseren* Wahrnehmung (*sensation*, z.B. Farb- oder Temperaturwahrnehmungen. wie grün, rot, warm, kalt etc.), zum anderen der *inneren* Wahrnehmung (*Reflexion*, z.B. denken, zweifeln, erkennen, wollen etc.). Der Verstand verfügt nur über Ideen, wenn sie aus einer dieser Quellen stammen. Die beiden Erfahrungsmöglichkeiten sind sozusagen die einzigen Fenster, durch das Licht in den dunklen Raum des Verstandes fällt.

Die ganze Mannigfaltigkeit der Erkenntnisse lassen sich Locke zufolge entsprechend bei genauer Analyse der einen oder anderen Quelle in Form von „simple ideas“, einfachen Ideen, zuordnen. Die *simple ideas* sind Letztelemente, aus denen sich der tätige Geist durch deren je und je verschiedene Zusammensetzungen „complex ideas“, komplexe Ideen, herausbildet; Ideen wie z.B. *Schönheit, Dankbarkeit, Mensch, Universum* u.a.m..

Wichtig ist es nun, genau zu schauen, dass man auch wirklich bei den Letztelementen angekommen ist, dass sich nicht ein Letztelement doch noch als komplexe Idee herausstellt. Diese Unachtsamkeit unterläuft dem Menschen nach Locke oft, weil er sich nicht vorstellen kann, wie die *simple ideas* für sich bestehen können sollen. Deswegen hat man Locke zufolge auch immer irgendein Substrat angenommen, eine Substanz, aus der die simplen Ideen hervorgehen. Da der Mensch aber keine eigene

Idee für diese Substanz finden könne, habe er sie als *unbekanntes* Substratum bzw. als unbekanntes „Träger von Eigenschaften“ (denken wir hier an Aristoteles!) bezeichnet.

Nun bleibt, ebenso wie die Substanz als Grund alles Wirklichen und Denkbaren auch die Essenz, das Wesen eines Dinges, nach Locke für den Menschen unerkannt. Ein Etwas als Ding überhaupt ist daher in seiner inneren Konstitution unerkennbar. (Hier wird Immanuel Kant weiterdenken.) Obwohl Locke sagt, dass er über beide, Substanz wie Essenz nichts weiss, unterscheidet aber dennoch zwischen realem und nominellem Wesen (*real* und *nominal essence*.) Das *reale* Wesen ist verstandesmäßig nicht erreichbar, das *nominale* Wesen wird durch die Zusammenfassung wahrgenommener Ideen gebildet. Damit entsprechen dem Allgemeinen und Universellen in der Lockesehen Sprachphilosophie keine realen Existenzen mehr. Die Brücke zwischen Denken bzw. Sprache und Sein wird abgebrochen. Das ist neu, wenn Sie an die bisher vorgestellten anderen Positionen denken! Die Allgemeinbegriffe sind damit nicht mehr Aussageweisen der einen Substanz, *Weltauslegungsformeln*, wenn man will, sondern lediglich „Erfindungen und Schöpfungen des Verstandes, die dieser für seinen eigenen Gebrauch gebildet hat.“ - Die Bedeutung und Eindeutigkeit ist eine der *sprachlichen Kommunikation*. Und diese besteht nur mehr in der Verständigung darüber, *welche Wahrnehmungsidee mit dem jeweils gesprochenen Wort verbunden ist*. Locke geht also davon aus, dass "die einfachen Ideen, die wir durch *Sensation* und *Reflexion* gewinnen, die *Grenzen* unseres Denkens" bilden. Über sie kann der menschliche Geist, "welche Anstrengungen er auch unternehmen wollte, nicht um Haarsbreite" hinaus gelangen. Locke behauptet damit letzt-

lich, dass die Erkenntnis in der Erfahrung ihre Grenze finde, obwohl diese Behauptung gerade keine Erfahrung mehr ist und sein kann. Dieser dialektische Widerspruch entgeht ihm aufgrund seines *empirisch-deskriptiven* Ansatzes.

Dass derjenige, der die Grenze als solche erkannt hat, bereits über sie hinaus ist, dieser Gedanke wird systematisch im Deutschen Idealismus fruchtbar gemacht. Ich komme in der nächsten Stunde darauf zu sprechen. Bereits Leibniz hat aber die empiristische *Formel*, der zufolge nichts im Verstand ist, was nicht vorher in den Sinnen gewesen ist, ergänzt zu: *ausgenommen der (sich reflektierende) Verstand selbst* (und das heisst bei ihm: die „angeborenen Ideen“ und Erkenntnisstrukturen.) Wenn es darum geht, die Grenzen und Probleme einer empiristischen Erkenntnistheorie ans Licht zu bringen, ist Locke als deren Hauptvertreter äußerst wichtig. Er bringt eine Position in neuzeitlicher Gewandung ins Spiel, mit der sich seine Nachfolger intensiv und *produktiv auseinandersetzen*.

Die Philosophie der Aufklärung des 18. Jahrhunderts ist von diesen Fragen geprägt. Allen voran Immanuel Kant (1724-1804) wird sich mit ihnen intensiv beschäftigen und einen eigenen Weg, den *kritizistischen* bzw. *transzendentalphilosophischen* zwischen Dogmatismus und Skeptizismus, zu ihrer Beantwortung einschlagen.

Fassen wir aber noch zusammen: Während die *Wirklichkeit* bei Descartes aus *zwei* (*res extensa* und *res cogitans*), bei Leibniz aus *unendlich vielen* (Monaden) und bei Spinoza aus *einer* Substanz besteht, die Gott selbst bedeuten oder von Gott vollkommen aufeinander eingerichtet sind, ist sie bei Locke *als solche* in ihrer Essenz und Substantialität *nicht* greifbar. Alles, was dem Menschen gegeben ist, sind Sinneseindrücke. „Wirklich“ sind daher allein

einzelne Gegenstände und Phänomene. Gebraucht man seinen Verstand aber „richtig“, lassen sich diese ordnen und in eine Folgebeziehung bringen, so dass *induktiv* aus ihnen geschlossen werden kann. Das aber ist alles. Mehr liegt nicht drin. Mit dieser empiristisch begründeten Welt-sicht geht schlüssig die *Betonung des Einzelnen* und seines Standpunktes in der Rechts- und Staatsphilosophie einher; ebenso seine *Emanzipation* von Tradition und Religion (Anti-Dogmatismus) sowie ein allgemeiner Pragmatismus (Denken wir an Lockes Verbot von Hyperreflexion zugunsten der Sache.) Die Wirksamkeit der empiristischen Welt-sicht aber zeigt sich in der *Entstehung der Natur-wissenschaft*, deren Grundlagen der Empirismus, wie Locke es wollte, fundamental ins Reine schreibt und auf den Punkt bringt. (s. sein Bild der „Schuttentsorgung“!) Der Gebrauch der Vernunft, die eigenständige Leistung des denkenden Individuums, die Distanz zur Tradition und Autorität sowie die Hochschätzung der (persönlichen) Freiheit und die positive Bewertung der Fähigkeit zu einer vernünftigen Lösung aller Fragen, diese Merkmale sind also bereits deutlich greifbar im 17. Jahrhundert; und deswegen zählt man es auch zur Epoche der Aufklärung. Die Blüte steht aber noch bevor: die Philosophie der Aufklärung, das 18. Jahrhundert.

Fassen wir also zusammen, ergibt sich Folgendes:

Leibniz: ist das letzte Universalgenie des Denkens, eine "Akademie für sich", wie Friedrich der Grosse ihn genannt hat: Diplomat, Jurist, Historiker, Mathematiker, Physiker und Philosoph in einer Person.

Spinoza: ist der kompromisslose Denker aus dem Ursprung wie Heraklit, Parmenides, Plotin, Anselm und Cusanus.

Locke: ist der erste neuzeitliche Pragmatiker und Theoretiker der beginnenden Experimentalwissenschaft.

7.

**Die FRÜHE NEUZEIT BIS
19. JAHRHUNDERT:
NEUZEIT, AUFKLÄRUNG
BIS KANT**

"Aller Dinge Maß ist der Mensch; der seienden, dass sie sind, der nichtseienden, dass sie nicht sind."

Wir kommen mit diesem Satz, der der griechischen Aufklärung entstammt (Protagoras) zur Epoche der Aufklärung und ihrer Philosophie, dem 18. Jahrhundert, wo wir uns Fragen: Was ist Aufklärung? Kant, die zentrale Figur dieser Zeit - wir sagen: "Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit." Und die nächste Frage: Was ist **Unmündigkeit**?

Der Philosoph, Kant, erläutert:

Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines Anderen zu bedienen. *Selbstverschuldet* ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des *Verstandes*, sondern der *Entschliebung* und des *Mutes* liegt sich seiner ohne Leitung eines Anderen zu bedienen. *Sapere aude!* Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen ist also der Wahlspruch der Aufklärung und die Beantwortung der Frage „Was ist Aufklärung?“ (1784)

Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen. Das 18. Jahrhundert gilt allgemein als das Zeitalter der Aufklärung. Die Aufklärung gilt als Europäisches Phänomen, mit Unterschieden in den einzelnen Ländern. Aufklären heißt französisch „eclairer“ (Leibniz), englisch „to enlighten“ (Milton) und hat eine rationale und eine theologische Bedeutungskomponente. *Klarheit* und *Erleuchtung*. Beide hängen zusammen. "Aufklärung" hat auch eine *religionskritische* Nebenbedeutung: Herausführung aus der Finsternis des Aberglaubens, des Mittelalters.

So wird das Wort zu einem Epochenbegriff mit den charakteristischen Merkmalen:

- von seiner Vernunft Gebrauch machen.

- Vorurteile bekämpfen.
- Erziehen, unterweisen, informieren (Aufklärung im Unterricht).
- an die Macht der Vernunft glauben.
- nichts ungeprüft hinnehmen.
- Kritik und Toleranz üben .
- Menschenwürde und Menschenrechte anerkennen - frei denken und urteilen, etc.

Um 1800 waren den Europäern bereits 83% der Erde, 60% ihrer Landfläche bekannt. Das bedeutete eine ungeheure Erweiterung des geistigen Horizonts. Die alten Masstäbe sahen sich neuen konfrontiert. Wirtschaftliche, gesellschaftliche, wissenschaftliche und technische Veränderungen begleiteten den religiösen, antidogmatischen Wandel. Die Französische Revolution verlieh diesem Prozess politischen Ausdruck. Was aber bedeutet er „philosophisch“? Denken wir an die eingangs verlesenen Zitate, das der sophistischen Aufklärung und jenes der Aufklärung des 18. Jahrhunderts: Der Mensch ist das Mass aller Dinge und er ist ein rationales, ein vernünftiges Wesen. Es hat keiner **Aufklärung** bedurft, den Menschen als *zoon logon echon*, als *animal rationale* zu definieren. Was also ist so neu an dieser Bestimmung? - Das Neue daran ist die **Perspektive**, die neuzeitliche Wendung zum denkenden und wahrnehmenden Subjekt, das die Welt erkennt. Für das 18. Jahrhundert bedeutet das konkret, dass die grossen metaphysischen Systeme des 17. Jahrhunderts - denken wir hier an Leibniz, Spinoza und Descartes - aufgegeben werden. *Locke* weist hier den Weg. Denn die Systeme werden zugunsten einer Begriffsbildung in der Erfahrung und an den Tatsachen selber aufgegeben.

„Wahr ist: Was sich immer wieder unter gleichern Bedingungen wiederholt / sich lässt = Wissenschaft“.

Hier spielt die *französische* Aufklärung mit ihren Exponenten Voltaire, d'Alembert, Diderot (1713-1784; die Enzyklopädisten, deren Werk 1751-77 in 33 Bänden entstanden ist,) und Condillac (1715-1780) eine Vorreiterrolle. Überhaupt ist Frankreich das Zentrum der Aufklärung.

Die menschliche Vernunft wird also in den Fakten, den Tatsachenwahrheiten (Leibniz) bzw. der Erfahrung (Locke) gesucht, nicht mehr "an sich", als solche, in den *Vernunftwahrheiten* wie zuvor. Wichtig wird damit der Aufweis der empirischen Verknüpfungen und ihrer Zusammenhänge durch **Beobachtung**. Der **Grund** der Natur, die **Substanz**, die Idee dahinter sozusagen, wird dabei als *unerreichbar dahingestellt*. Man begnügt sich mit *vorläufigen, relativen* Gesichtspunkten, mit dem, was dem Menschen *erreichbar* ist. Dabei stehen die Suche und das Streben des Menschen nach Erkenntnis im Vordergrund, so dass Lessing (1729-1781) erklären kann, nicht der *Besitz* der Wahrheit, sondern ihre *Erwerbung* sei wichtiger. Und daneben entsteht die **beschreibende** Naturwissenschaft. Es kommt jetzt mehr darauf an, den Reichtum und die Fülle der Natur im einzelnen zu **sammeln**, weniger darauf, das Bekannte mathematisch exakt auszudrücken und in einen großen Naturzusammenhang hinein zu konstruieren.

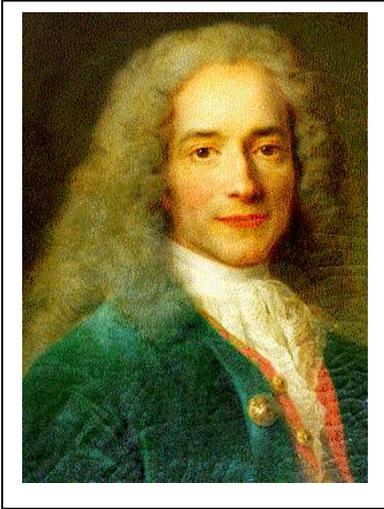
Wie in Griechenland die Sophistik hat in der Neuzeit die Aufklärung das Interesse und Verständnis für Philosophie zuerst in weitere Kreise des Bürgertums und dann in der Revolution auf die Straße getragen. Dieses Zeitalter ist vor allem, wie Kant es dann formuliert, das Zeitalter der **Kritik**. Die Dogmen und Meinungen, gleichgültig ob sie aus der Kirche oder den Systemen des 17. Jahrhunderts stammen, werden dem **individuellen Masstab des Men-**

schen unterworfen. Es findet der Rückgang auf den Menschen als Massstab von allem statt. Dabei ist einer der Grundgedanken der Aufklärung der **Fortschritt** als *ständige Annäherung an das Ideal der Vernunft*. Dieses Ideal ist unerreichbar, liegt daher immer in der Zukunft, und ist deshalb ortlos: *utopisch*, weil es rein aus der **Gegenwart** des Menschen, *ohne den Ballast der Tradition*, entworfen wird. Durch die *Loslösung* von der Geschichte, wird damit aber paradoxerweise - die **Geschichte** erstmals *als solche* Gegenstand freier *unvoreingenommener* Betrachtung und Erkenntnis. In der Aufklärung entsteht daher das **objektivierte** Bild von Geschichte, die **Geschichtswissenschaft**. Das alles sind wichtige Momente und nachhaltige Konsequenzen der Philosophie der Aufklärung. Kommen wir nun zu unserer Ausgangsfrage:

Wenn aber der Mensch das Mass aller Dinge ist, was ist dann der Mensch? Wie bestimmt sich dieses Mass?

Drei Denker des 18. Jahrhunderts nehmen genauer Bezug dazu. Voltaire, Rousseau und Kant. Bei allen dreien zeigt sich - wenn auch auf unterschiedliche Weise - wie die Philosophie **anthropologisch** wird. Voltaire macht als „Führer der Aufklärung den Anfang.

Voltaire 1694-1778



Voltaire eigentlich Francois Marie Arouet, geboren am 21. November 1694 in Paris, ist Sohn eines bürgerlichen Rechtsanwalts. Seinen Namen ändert er selber in *von* Voltaire, um so in der adeligen Gesellschaft zu leben. In England lernt er die Lehren von Newton kennen und politisch freiheitlichere Zustände. Nach einem Aufenthalt in Potsdam, wohin er sich nach Misserfolgen in Paris begibt,

kauft er ein Schloss bei Genf, von wo aus er seinen Ruf als Führer der Aufklärung begründet. Er wird zu einem Wohltäter der Menschheit, tritt für alle Opfer der Kirchengewalt und des Absolutismus ein und stirbt geachtet und in hohem Alter 1778 in Genf. Dass bei allen Menschen ein allgemeines Sittengesetz besteht, das uns zwar nicht angeboren ist, aber sich doch in der Entwicklung des Menschen überall bildet. Dieses Sittengesetz besteht aus folgenden goldenen Regel:

Tue deinem Nächsten, was du willst, dass er dir tun soll, und lebe so, wie du wünschen kannst gelebt zu haben, wenn du stirbst.

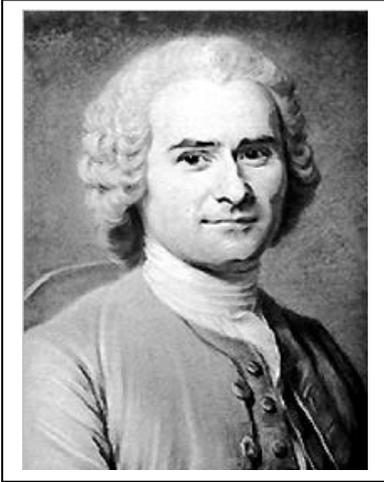
Der Mensch soll sich nach Voltaire sittlich *vervollkommen*, weil er nur so das Bessere finden kann. Was dem Menschen *immer* bleibt, sind seine Leiden - daher auch

die Suche nach dem Besseren und infolgedessen auch seine sittlichen Aufgaben. Voltaire verleiht dem Gedankengut der Aufklärung durch sein publizistisches und politisches Engagement grosse Wirkung. Sein Denken orientiert sich stark an Locke. Und zwar nicht nur in der Erkenntnistheorie. Mit ihm nimmt er vielmehr auch den Kampf gegen den Dogmatismus und für die Freiheit des Menschen auf. Im Dogmatismus der Religionen sieht Voltaire die Wurzel der Intoleranz, die Unfreiheit, Verfolgung und Ungerechtigkeit erzeugt. „Ecrasez l'infame“, schreibt er, und er meint damit die Kirche.

Die historischen Religionen sieht Voltaire grösstenteils als *Aberglauben* an. Sie sollten zu einer *vernünftigen* Religion geläutert werden. Die aufklärerische Gottesvorstellung Voltaires ist dabei eine "deistische", d.h. sie besteht darin Gott als Schöpfer der natürlichen Ordnung zu verstehen, diese aber als Geschaffene als unabhängig von ihm aufzufassen. Gott greift in die Welt nach ihrer Erschaffung nicht mehr ein. Entsprechend sagt Voltaire: "Wenn es Gott nicht gäbe, müsste man ihn erfinden, aber die Natur ruft uns zu, dass er existiert." Man kann das auch anders formulieren: Die Entscheidung zwischen Atheismus und vernünftigem Glauben an ein höchstes Wesen, das die Welt erschaffen hat und lenkt, das belohnt und straft, fällt Voltaire unter *praktischen* Gesichtspunkten: Im Interesse der Moral, der Gerechtigkeit und der staatlichen Ordnung ist es nötig, dem Menschen diesen Glauben tief einzuprägen. Voltaire bleibt in seinen Schriften literarisch und in seinen philosophischen Äußerungen eher programmatisch, hinterlässt also kein *philosophisches* Werk im Sinne z.B. Lockes (schon gar nicht im Sinne Descartes, Leibniz oder Spinozas!). Das ergibt sich auch aus dem Primat der Praxis in seinem Denken und Leben. Dennoch ist er von

grossem Einfluss auf das Denken, auch das *philosophische* Denken seiner Zeit. - Dasselbe ist auch von Jean-Jacques Rousseau zu sagen.

Jean-Jacques Rousseau 1712-1778



Jean-Jacques Rousseau ist Sohn eines Uhrenmachers in Genf. Seine Mutter stirbt kurz nach der Geburt, sein Vater ist kein begnadeter Erzieher. Der Junge geht deshalb früh von zu Hause weg und streift gleichsam „durch die Welt“. Seine Bildung verdankt er den Frauen und seinem leidenschaftlichen Lerneifer. Seine zweite Heimat ist eine Frau, Eleonore von Warens, die alles in einem ist: Mutter,

Freundin, Geliebte, und ihn zu einem zeitweiligen Übertritt in die katholische Kirche veranlasst. Er wird in der literarischen Welt berühmt durch seine Beantwortung der „Preisfrage“ der Akademie von Dijon, ob die Künste und Wissenschaften zur Verbesserung der Sitten beigetragen hätten. Er beantwortet sie mit „Nein“. Rousseau findet nirgends wirklich Ruhe, alles zerrinnt ihm unter den Händen. Der grosse Philosoph der Erziehung, Lobpreiser des Familienlebens und Entdecker der *Seele* des Kindes hat seine eigenen fünf Kinder ins Findelhaus gegeben. Zwischen dem inneren Anspruch und der gelebten Wirklichkeit zerrissen, teils wegen seiner Äusserungen politisch verfolgt, stirbt er zurückgezogen in Ermenoville bei Paris.

Was ist der Mensch in *Rousseaus* Augen?

Zunächst ein Wesen, das über seine *wahren* Bedürfnisse und seine Bestimmung wenig weiss. Warum? Weil alles überformt ist durch Kultur. Rousseau ist - entsprechend - Kulturkritiker. Er will an den natürlichen Menschen herankommen. Seine Gedanken kreisen ständig um den Begriff der Natur im allgemeinen und den der *menschlichen* „Natur“ im besonderen. In seiner Kulturkritik geht er aus von einem sogenannten Naturzustand. In diesem soll der Mensch ursprünglich voll und ganz in der *Gegenwart* gelebt haben. Sein Leben bestand in der Befriedigung weniger, einfacher und natürlicher Bedürfnisse. In diesem Zustand war er stark, unabhängig und glücklich. Jeder Mensch war jedem gleich und Alle waren frei. Die Familie war die einzig natürliche und echte Vergemeinschaftung; eine zivilisatorische Vergesellschaftung gaben es noch nicht. In seinem „Discours sur l'inégalité“ beschreibt Rousseau den Prozess der Kulturation als Verfallsprozess, in dem falsche, künstliche Bedürfnisse entstehen, in deren Zug sich die natürliche Selbstliebe des Menschen (*amour de soi*) in Eigenliebe (*amour propre*) verwandelt. Die Menschen sind unglücklich geworden durch Herrschaft und Sklaverei, Überfluss, Armut und Elend.

Mitten in das fortschrittsgläubige und vernunftstolze Ideal der Aufklärung, die das Leben aus den Einsichten der empirischen Wissenschaften neu gestalten und rational beherrschen will, platzt Rousseau mit seiner These, in der er sich an das Empfinden des Menschen, seine Gefühle wendet. Dabei bleibt er nicht bei der Kritik und dem phantastischen Blick in die Vergangenheit stehen, sondern münzt sie - im Bewusstsein der Unhintergebarkeit der historischen Entwicklung - um in eine revolutionäre Idee: in der Zukunft sollen soziale Einrichtungen geschaffen werden, die zwar Kultur und Gesellschaft erhalten, aber

ihre Missstände vermeiden helfen „Emile“ und der „Contrat social“, Schriften seiner späteren Zeit, zeigen hier Wege auf. Die revolutionäre Erinnerung an den Naturzustand und die wahren Bedürfnisse des Menschen soll dem Verfall des real existierenden Staates Einhalt gebieten. Dazu muss auch im Staat der Mensch gemäss seiner Natur ein *freigeborenes, unabhängiges und sich selbst genügendes* Wesen sein dürfen. Dies ist nach Rousseau die wahre sittliche Natur des Menschen, der gegenüber das Glück der Bedürfnisbefriedigung zurück tritt. Die *Freiheit*, nicht die Vernunft unterscheidet den Menschen vom Tier. Der Idealfall eines *Contrat social* bestünde dann darin, dass der freie Wille des Einzelnen *erhalten* bliebe, sich dennoch aber einem Ganzen einordnet. Das müsse das Ziel eines jeden Staates sein, der nicht zum Verfall führt. Der dadurch entstehende Gesamtwille (*volonte generale*) ist ein Wille, an dem jeder Einzelne Anteil und Mitbestimmungsrecht hat. Die Selbstsucht und der Eigennutzen sind dadurch aufgehoben, dass jeder einzelne Bürger seine Stelle in diesem Gesamtwillen hat. Wichtig ist zu sehen, wie sich das Gewicht von der Metaphysik, zur Erkenntnistheorie und dann über die Anthropologie zur Ethik und Staatstheorie verlagert. Rousseaus theoretische Philosophie findet sich im IV. Buch des Emile, dem sogenannten „Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars“; sie ist in Form einer Erkenntnistheorie eingebunden in seine anthropologischen, pädagogischen und staatsphilosophischen Überlegungen. So ist der Mensch als *endliches* Wesen beschränkt auf die Natur, das Diesseits. Diese kann er erkennen, indem er passiv empfindet, und das Empfundene spontan vergleicht, verknüpft und in dieser Weise denkt. Gott aber kann er nicht erkennen, sondern nur darüber gewiss sein, *dass er existieren muss* in Anbetracht der

Notwendigkeit, der Ordnung und Gesetzmässigkeit der Welt. Hierin geht er mit Voltaire durchaus konform. Aber in *Rousseaus* Konzeption dieser Welt gilt es einzig der Stimme des *Herzens*, dem *Gewissen* zu folgen, nicht der Vernunft, hierin ist er antiaufklärerisch. Das Gewissen ist für Rousseau dabei ein *göttlicher* Instinkt, denn es sagt uns untrüglich, was gut und was böse ist. Darin allein, nicht in seinem Verstand, ist der Mensch *gottähnlich*.

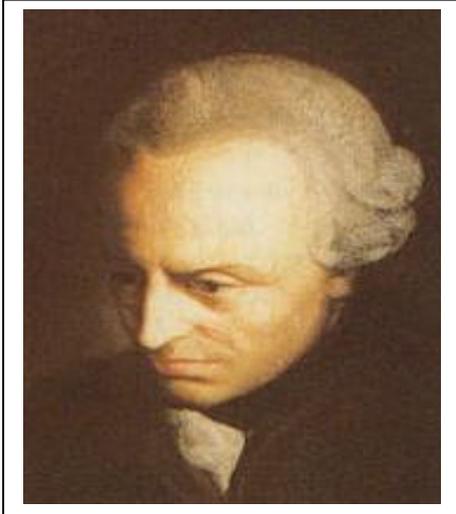
Damit zeigt sich Rousseau in seiner Hinwendung zum Menschen der Neuzeit und Aufklärung verpflichtet, in seiner Bewertung der Aufgabe und Leistung der Vernunft ihr aber ganz konträr. Er wird in dieser Brechung u.a. zum Vater der Romantik und der sozialistischen Gesellschaftstheorie. Sein Denken aber ist ähnlich dem Voltaires, was seine Form angeht: es bleibt fragmentarisch, unsystematisch, ja impulsiv.

Ganz anders ist die Form des Denkens bei Kant, dem Gründer der sogenannten „Transzendentalphilosophie“, zu dem ich nun komme.

Ganz im aufklärerischen Sinne des *Menschen als Mass aller Dinge* wird Kant die drei berühmten Fragen, mit denen er seine „Kritik der reinen Vernunft“ einleitet:

1. Was kann ich wissen?
2. Was soll ich tun?
3. Was darf ich hoffen?
4. Was ist der Mensch?

Immanuel Kant 1724-1804



Immanuel Kant wird in Königsberg geboren, lebt in Königsberg und stirbt in Königsberg. Er ist Sohn eines Sattlers, stammt also aus einer Handwerkerfamilie. Er ist das vierte Kind von neun Kindern. Seine Mutter stirbt, als er 13 Jahre alt ist. Sie scheint, solange sie lebte, den Geist der Familie bestimmt zu haben. Kant

wächst in pietistischem Milieu auf, unter dem er in seiner Schulzeit gelitten zu haben scheint. Während seiner Gymnasialzeit eignet er sich die lateinischen Klassiker an und beginnt sein Studium ohne bestimmtes Ziel. Er lebt dürftig von Stipendien und Nachhilfeunterricht. Nach dem Studium ist er 7 Jahre Hauslehrer, immer auf verschiedenen Gütern in der Nähe Königsbergs. 1755 promoviert er, habilitiert sich anschließend an der Universität Königsberg, um dann 15 Jahre Privatdozent und ab dann Professor bis zu seinem Tod zu sein.

Kant war klein, 1,52 m, und schwächlich, aber nie ernsthaft krank, lebte regelmässig und ist von einer liebenswürdigen Unauffälligkeit, ganz anders als Rousseau. So heisst es entsprechend oft, seine Persönlichkeit sei „ohne Rest“ in sein Werk eingegangen (Kurt Schilling: *Geschichte der Philosophie*, Bd. 2 München 1952, S. 263.)

Ausgangspunkte für Kant sind Leibniz auf der einen und Newton auf der anderen Seite. Später hinzu kommt der Skeptizismus von David Hume (1711-1776), und dann vor allem die Sozialphilosophie Rousseaus. „Natur“ ist für Kant bereits Erscheinung, und als Erscheinung ist ihr rationaler Zusammenhang nicht mehr Gottes Schöpfung, sondern die des menschlichen verknüpfenden Verstandes. „Gott hat nur die **Dinge an sich** geschaffen, nicht die Erscheinungen“ (Reflexion 5981.)

I. Was also kann ich wissen?

Diese Frage ist eine der *theoretischen* Philosophie. Kant legt sie in der „Kritik der reinen Vernunft“ nieder.

II. Was soll ich tun? und: III. Was darf ich hoffen?

Sind Gegenstand der *praktischen* Philosophie.

IV. Was ist der Mensch?

Bestimmt schliesslich den Inhalt der philosophischen Methode und den des Ganzen. „Kritik“ - der Name kehrt in allen Hauptwerken wieder.

Was meint dieser Begriff hier? Er meint „Prüfung“. Im speziellen oder eher ganz allgemein: Die Prüfung des menschlichen Vermögens überhaupt, zunächst also des menschlichen *Erkenntnisvermögens*. Das, was ich erkennen kann ist dabei das, was von vornherein ein exaktes, allgemeingültiges und beweisbares *Wissen* ist. Kant sagt dazu: Ein wissenschaftlich stichhaltiges Wissen kann der Mensch nur von dem gewinnen, was in Raum und Zeit ist.

Die Gegenstände, die über Raum und Zeit hinaus liegen, also die traditionell metaphysischen wie Gott, Seele und Welt sind nicht erkenn- bzw. wissbar. Die „Kritik der reinen Vernunft“ hat entsprechend diesen beiden Thesen zwei Teile. Einen ersten Teil, in dem die Erfahrung exakt analysiert wird, und einen zweiten, in dem der Nachweis geführt wird, dass die metaphysischen Gegenstände theoretisch nicht beweisbar sind, weil sie zu widersprüchlichen Aussagen führen.

Was ist **Erfahrung** nach Kant? Ein „Ding“ mit zwei Seiten: einer „apriorischen“ und einer „a posteriorischen“. Das heisst: einem Moment, das aus der Vernunft des Subjekts stammt (a priori: Leibniz/ Vernunftwahrheit) und einem, das dem Subjekt *von aussen gegeben* wird (a posteriorisch.) Der **apriorische** Teil ist die *Bedingung* des Erkennens bzw. der Erfahrung (Kant verwendet beide Begriffe synonym). Das heisst, ohne ihn ist keine Erfahrung möglich. Indem also sein Anteil an der Erfahrung bestimmt wird, wird auch bestimmt, wie weit Erfahrung grundsätzlich reichen kann. Kant formuliert dies in seiner berühmten Frage:

Wie sind synthetische Urteile a priori möglich? (B 19 = Seitenpaginierung der 2. Auflage der „Kritik der reinen Vernunft“.)

Das erkennende Subjekt nun hat **zwei apriorische** Vermögen: die **Sinnlichkeit**, Rezeptivität, und den **Verstand**, Spontaneität. (Wir haben hier also deutliche Anklänge an Locke!) Beide, Sinnlichkeit und Verstand haben Formen. Die **Formen** der *Sinnlichkeit* sind **Raum und Zeit**. Die **Formen des Verstandes sind die Kategorien**. Dabei ist der Raum die Form des *äusseren* und die Zeit die Form des *inneren* Sinns. Im Gegensatz zur Sinnlichkeit, die uns Gegenstände gibt, ist der Verstand das Vermögen, das

das Gegebene denkt. Er ist das Vermögen der Begriffe. Er bleibt aber immer abhängig davon, dass ihm Gegenstände gegeben werden. „Begriffe“, sagt Kant, „bleiben ohne Anschauungen leer, Anschauungen ohne Begriffe blind“. Denken nun bedeutet, diese beiden Vermögen, so aufeinander zu beziehen und miteinander zu vermitteln, dass *etwas erkannt werden kann*. Dazu ist es nötig, Einheit in einer gegebenen Mannigfaltigkeit zu stiften. Dies wiederum kann auf verschiedene Art und Weise geschehen. Je nachdem, welche Kategorie, d.h. welche Form und Figur der Verstand benutzt, um eine ihm in der Anschauung gegebene Mannigfaltigkeit im Denken zur Einheit zu verknüpfen. Kant unterscheidet insgesamt 12 dieser Kategorien, die er 4 Grundkategorien zuordnet. Diese sind:

1. **Quantität** (Einheit, Vielheit, Allheit),
2. **Qualität** (Realität, Negation, Limitation),
3. **Relatio** (Substanz-Akzidenz, Ursache-Wirkung, Wechselwirkung.)
4. **Modalität** (Möglichkeit, Dasein, Notwendigkeit.)

Was auf Seiten der Sinnlichkeit Raum und Zeit sind, sind auf Seiten des Verstandes diese 4 Grundkategorien. Beide zusammengenommen ergeben je einen Begriff. Wie das genau geht, versucht Kant in der „Transzendentalen Deduktion der Kategorien“ zu zeigen. Das geschieht folgendermassen.

1. Ich muss das Gegebene in seinen einzelnen Teilen zunächst einfach durchlaufen und in diskreten Setzungen aufnehmen, also etwa eine Reihe 1,1,1,... zählen. Dies nennt Kant die „Synthesis der Apprehension in der Anschauung“. Damit habe

ich die diskreten Teile als das, was zu einem Ganzen zusammengebunden werden soll, ins Bewusstsein gehoben.

2. Um diesen Zusammenhang zu stiften, muss ich jeden dieser Teile im Bewusstsein zum anderen „herüber rufen“ und in der Vorstellung des anderen auch den ersten präsent machen. Wenn ich also nicht 1,1,1, zähle, sondern 1,2,3,4.., so muss ich bei der Bildung der Vorstellung 4 die Vorstellung der zuvor gezählten Zahlen im Gedächtnis haben. Das nennt Kant die „Synthesis der Reproduktion in der Einbildung“. Damit ist aber die Einheit noch nicht vollständig. Was fehlt?

3. Das in der Anschauung Durchlaufene muss noch explizit mit dem im Blickpunkt stehenden Teil verbunden und als Einheit in ihm wiedererkannt werden. In der Vorstellung von 4 verbinde ich z.B. die drei vorher gezählten apprehendierten und reproduzierten Einheiten mit der an der vierten Stelle stehenden Einheit zur endgültigen Vorstellung.

4. Das nennt Kant die „Synthesis der Rekognition im Begriff“. Diese dreifache Form der Synthesis formt zusammen eine logische Handlung. Sie ist also analytisch gewonnen. (Kant hat sie in der 2. Auflage aufgegeben; möglicherweise, weil er sie später nicht für unterscheidbar hielt.)

Aus dieser eigentlichen Dreiteilung aber folgt die Definition der Kategorien: Sie sind die verschiedenen Weisen, wie der Verstand in Apprehension, Reproduktion und Rekogni-

tion die in Raum und Zeit gegebene Mannigfaltigkeit verknüpft und damit den Gegenstand in Begriffen denkt und erkennt.

Wir haben in dieser kurzen Darstellung ein Muster für das Neue, das mit Kants Analyse des menschlichen Erkenntnisvermögens in die Philosophie tritt: Genauigkeit der Analyse bis in die Einzelheiten hinein. Kant ist der erste Denker, der den Erfahrungsbegriff bis in die letzten Strukturen hinein zu denken und zu analysieren versucht.

So findet die Analyse der zwei **Stämme** der menschlichen Erfahrung, Sinnlichkeit und Verstand „bei Locke hiessen sie noch Quellen des menschlichen Verstandes“ damit nicht sein Ende. Denn Kant bedenkt auch das Problem der Vermittlung zwischen beiden. Jeder Dualismus, wir haben dies an der Problematik des Descarteschen Modells verfolgt - kämpft ja mit dem Problem - wie die zur Erkenntnis des Dualismus nötige einheitliche Perspektive hergestellt, rekonstruiert werden kann. Wie kann das Denken auf die Anschauung bezogen werden? (Bei Descartes stand hier in dieser Funktion Gott, ebenso wie bei Leibniz.)

Kant sagt: zwischen Anschauung und Verstand vermitteln **Schemata** und **Grundsätze**. Ein *empirisches* Schema wie z.B. „vierfüßiges Tier“ wird von der Einbildungskraft entworfen; dieses macht den Verstandesbegriff „Hund“ erst auf Einzelexemplare anwendbar. Das *reine* Schema der *Quantität* z.B. ist dagegen die Zahl. Die **Grundsätze** ordnen die Erfahrung nach Kategorien. Und zwar nach vier Gruppen:

1. Axiomen der Anschauung.
2. Antizipationen der Wahrnehmung.
3. Analogien der Erfahrung.

4. Postulaten des empirischen Denkens.

Die obersten Prinzipien der Natur *als Erscheinung* werden in diesen Grundsätzen exponiert. In der ganzen Neuzeit seit Galilei geht es darum, die Gültigkeit und Tragweite dieser Prinzipien aller Forschung *philosophisch* zu erkennen, also einsichtig zu machen, warum es so ist und sein muss.

Kant sagt: Die Erfahrung und Erkenntnis hat nur die Erscheinung zum Gegenstand. Und zwar als das Ding, wie es sich uns in den Anschauungsformen Raum und Zeit zeigt. Dies ist die Natur. Und deswegen ist die Möglichkeit unserer Erfahrung die Bedingung dafür, dass uns etwas Gegenstand werden kann, mithin für den Gegenstand in seiner Realität als Erscheinung schlechthin. Diese Betrachtungsweise, die sich auf die Bedingung der Möglichkeit für Erfahrung in uns bezieht, nennt Kant **Transzendentalphilosophie**.

Das klingt sehr kompliziert. Ist es aber eigentlich nicht, wenn man immer die Grundeinstellung der Aufklärungsphilosophie und damit auch Kants im Hinterkopf behält: Nicht die Gegenstände werden als erstes untersucht, sondern, wie die Gegenstände *erkennen*. Von daher ergibt sich das Weitere folgerichtig! Es gibt keine Lehre von der metaphysisch zu begreifenden Welt mehr, sondern eine „Kritik der Vernunft“, die diese Welt erkennen will. Damit ist die Welt der Natur, deren Bürger der Mensch ist, in ihrer Analyse durch Kant skizziert. Nach Kant ist der Mensch aber Bürger zweier Welten: der Natur *und* der Freiheit, oder wie Kant sagt: des *mundus sensibilis et intelligibilis*.

Die Welt der **Freiheit** nun ist Gegenstand von Kants „Kritik der praktischen Vernunft“. Wir kennen den Ausdruck des

Kantischen „kategorischen Imperativs“. In welchem Kontext steht er? Und was bedeutet er? Die Frage, die hier im Raum steht ist: *Was soll ich tun?* Sie stellt sich, wenn die natürlichen Entwürfe scheitern und der Mensch sich in seiner Not vor sie gestellt sieht.

Der menschliche Verstand kann sich dann nicht mehr allein als ein weiteres Mittel dazu verstehen, den Selbsterhaltungszweck und die Nutzenoptimierung zu betreiben. Er stellt sich vielmehr in der Beantwortung dieser Frage: Was soll ich tun philosophisch unter die Prinzipien der Vernunft? Wie aber kann die Vernunft *praktisch*, d.h. *zielsetzend im Leben* werden?

Und was heisst das *konkret*?

Hier ist der Ort des **kategorischen Imperativs!** Die Vernunft antwortet auf die Frage, nach dem was wir tun sollen, indem sie gebietet:

„Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne“ (*Kritik der praktischen Vernunft* § 7.)

Kant erläutert diese Maxime folgendermassen:

„Frage dich selbst, ob die Handlung, die du vorhast, wenn sie nach einem Gesetze der Natur, von der du selbst ein Teil wärst, geschehen sollte, sie du wohl als durch deinen Willen möglich ansehen könntest“ (KpV I. Teil, a. Hauptstück.)

Wenn ich vor jeder Handlung, die ich vorhabe, einhalte und erst prüfe, ob ihre Maxime übereinstimmt mit einer Ordnung, in der ich im ganzen Leben will, so löse ich mich zunächst ab von meinen subjektiven Interessen. Ich werde

befreit von den momenthaften Leidenschaften u.ä. und stelle mich statt dessen mit meinem Handeln unter die Vernunft selber. Am kategorischen Imperativ habe ich daher eine Regel, anhand derer ich immer in der Vernunft prüfen kann, ob meine Handlung endgültig richtig ist oder nicht.

Das heisst: der Mensch wird nur Glied in der Ordnung der Vernunft, wenn er sich *selber* durch **Willensentschluss** in sie hineinstellt. Wir sehen hier der Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit, den die Aufklärung fordert, führt in den Eingang in die Vernunft. **Freiheit** wird damit als **Verbindlichkeit** gedacht. Diese Leistung Kants ist kaum zu überschätzen. Auch in der praktischen Vernunft, schafft er es also, einen grundsätzlichen Dualismus, **Freiheit und Notwendigkeit**, miteinander zu verbinden. Obwohl Kant viel durchdacht und präzise formuliert und dargestellt hat, bergen seine Kritiken *Lücken*. Es sind diese Lücken, die der Deutsche Idealismus zum Anlass nimmt, seine Systeme zu bauen.

Halten wir fest, können wir zusammenfassen:

Voltaire: ist der Führer der Aufklärungsbewegung des 18. Jahrhunderts

Rousseau: vollzieht die Abkehr von der Vernunft zum Gefühl, und damit die epochemachende Abkehr von der aufklärerischen Grundeinstellung

Kant aber: ist der fortzeugende Gründer des Philosophierens wie *Platon* und *Augustin*.

8.

**SPÄTE NEUZEIT: DEUT-
SCHER IDEALISMUS BIS
JAHRHUNDERTWENDE**

Halten wir zunächst aber global fest. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts, von 1800 bis ca. 1830, nimmt die wissenschaftliche Forschung in Europa einen bemerkenswerten Aufschwung. Die **experimentelle Methode** wird auf Bereiche ausgedehnt, die bis anhin im grossen und ganzen nur auf der Grundlage *nicht* experimentell gewonnener Beobachtungen behandelt worden sind. Nun hält auch hier der Geist der Mathematik Einzug. Einerseits - andererseits stehen die Probleme der **historischen Entwicklung** und der menschlichen Natur im Vordergrund. Wir begegnen hier dem Deutschen Idealismus, Karl Marx und Friedrich Nietzsche.

Die Frage nach dem **Grund** der Entwicklung der menschlichen Erkenntnis erscheint dabei in einem neuen Licht: „Erkenntnis“ wird als Vermögen eines Werkzeuge herstellenden, Naturkräfte nutzenden und seine Umwelt umgestaltenden Lebewesens verstanden. Das „Resultat“ ist Charles Darwin (1809-1882) mit seinem Werk „Die Entstehung der Arten durch Zuchtwahl“ (1859.) Seit diesem Werk, kann man sagen, ist die Entwicklung des Menschen in die natürliche Evolution allen Lebens eingereiht. Auch der Mensch wird als Lebewesen wie alle anderen und unter anderen aufgefasst. Zwischen diesem Denken auf der einen Seite und dem Denken Kants, der Idealisten und Romantiker auf der anderen besteht eine Kluft.

Worin besteht sie?

Sie besteht primär darin, dass die positivwissenschaftliche Objektivitätsauffassung, wie sie die experimentelle Naturwissenschaft vertritt, zum Stein des Anstosses wird. Ihr wird von Seiten der Idealisten *Naivität* und von Seiten der Romantiker *Reduktionismus* vorgewor-

fen. Vor allen Dingen Schelling (1775-1854) und der späte Hegel sind in dieser Kritik federführend. Wird die Seite der empirischen Wissenschaft immer mehr dazu übergehen, sich als Modell der Wissenschaft schlechthin zu definieren und zu verstehen, so tritt die grosse Gedankenbewegung der Zeit, der Deutsche Idealismus, in diesem Punkt bereits als Gegenbewegung auf. Vom **idealistischen** Standpunkt aus gilt die **Philosophie**, nicht die experimentelle Naturwissenschaft, als die wahre Wissenschaft, als die authentische Form des Wissens.

Warum?

Weil sie als **Selbstbewusstsein**, die Erfahrung überschreiten und aufgrund dessen auch *begründen* kann. Das ist der durch **Kants Kritizismus** vorbereitete idealistische Standpunkt. Bei Kant hat der neuzeitliche Gedanke des autonomen Subjekts, wie wir es in Descartes „cogitans sum“ kennen gelernt haben, ja eine neue folgenreiche Ausprägung erhalten. In der **menschlichen Erkenntnis** betrachten wir demnach immer etwas, das durch die Form der Subjektivität geprägt ist. Oder anders: Kant sagt, die Vernunft sieht nur das ein, was sie selbst „nach ihrem Entwurf hervorbringt“. Man kann das weiter zuspitzen und sagen: *Der Mensch erkennt sich in den Dingen selbst*. Das aber bedeutet: An die Stelle der *widerspiegelnden Monade* bei Leibniz tritt die **freie Vernunft**.

Diese Entdeckung der schöpferischen Kraft des Geistes wird noch deutlicher in Kants **autonomer Freiheitsidee**. Die Erfassung der Ideen und deren Auswirkungen machen den Menschen erst zum Menschen und begründen seine Würde. Die Lehren von **Freiheit** und **Humanität** sind zugleich Elemente einer allgemeinen Aufklärung, als de-

ren Vollender Kant gilt. Erinnern wir uns an das, was Kant sagt: „*Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit.*“

Kant glaubte an die Möglichkeit, wie in der Physik, auch in der **Sittenlehre** und im Bereich geschichtlicher Entwicklungen Gesetze finden zu können, und träumte vom *Fortschritt der Menschheit* als Gattung. Kant war aber auch der Überwinder einer *zu optimistischen* Aufklärung. Seine Lehre vom „radikal Bösen“ (darüber habe ich nicht gesprochen; sie findet sich in seiner „Metaphysik der Sitten“), seine Lehre von der sittlichen Selbstbegrenzung, wie sie der **kategorische Imperativ** formuliert und fordert, und seine Skepsis gegenüber uneingeschränkten idealistischen Spekulationen und irrationalen Einfühlungstheorien, wie sie damals insbesondere Johann Gottfried Herder (1744-1803) vertreten hat, zeigten die Grenzen menschlicher Möglichkeiten und enthielten eine Kritik des unbedingten Humanitätsideals, wie es z. B. von Rousseau vertreten worden war. Auch deshalb wird Kants Transzendentalphilosophie als „Kritizismus“ bezeichnet.

Nun hat Rousseau in der Dichtkunst mit **seiner Lehre vom natürlichen Menschen** den „Sturm und Drang“ entbunden. Viele, unter ihnen auch Kant, sind von ihm beeinflusst. Seine Lehre von findet Eingang in das Denken der **der Freiheit und Schöpferkraft des Menschen** Zeitgenossen.

Daraus ergibt sich folgendes Bild:

Die philosophischen Auseinandersetzungen in Deutschland sind während der ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts vor allem durch den Gegensatz von **philosophischem Denken** und experimenteller wissenschaftlicher

Forschung geprägt. Die Fragen, die sich *innerhalb* der experimental-wissenschaftlichen Zunft stellen, werden dadurch weitgehend *außerhalb* des deutschen Kulturraums gestellt. Philosophisch zentral für die Denker des Deutschen Idealismus ist und bleibt daher Kant. Und der gegenseitige Austausch der Fragen, die sich im Ausgang von diesem stellen.

Denn **Fichte, Schelling und Hegel** sind (eine Zeitlang) miteinander befreundet.

Was verbindet sie untereinander und mit Kant? Und was trennt sie?

Der alle drei Denker verbindende Grundgedanke besteht in der Sehnsucht nach einem neu erstehenden Geistesleben und ist gekennzeichnet durch die Intention, die Wirklichkeit bei aller Disparatheit und Heterogenität aus einem schöpferischen „Urgrund“ verständlich zu machen.

Der Grundgedanke, der alle drei mit Kant verbindet, ist, dass dieser Urgrund aus der Subjektivität entfaltet werden muss.

Was bedeutet nun „Idealismus“ in diesem Kontext?

Als Idealismus ist diejenige Weltanschauung zu bezeichnen, die die Welt von der Idee, vom Geist, von der Vernunft her zu verstehen versucht. So sagt Hegel: „Was im Leben wahr, gross und göttlich ist, ist es durch die Idee; das Ziel der Philosophie ist, sie in ihrer *wahrhaften Gestalt und Allgemeinheit* zu fassen.“

Damit ist die **Opposition** des Idealismus zum **Materialismus** in der Ontologie, zum **Sensualismus** in der Erkenntnistheorie und zum Naturalismus in der Anthropologie und Ethik gegeben.

Zwei Formen von Idealismus sind dabei zu unterscheiden:
1. der objektive und **2. der subjektive Idealismus.**

Der *objektive* Idealismus ist dort vorhanden, wo die Welt unabhängig vom Bewusstsein und seinen Gesetzen und Bedingungen von einem göttlichen Geist her verstanden wird. Der Mensch hat hier die Aufgabe, die Ideen nachzudenken und zu vollziehen.

Der *subjektive* Idealismus erklärt die Realität der Natur aus den Bedingungen und Gesetzen des Bewußtseins. Er nimmt entsprechend den menschlichen Geist und die menschliche Vernunft zum Massstab für die Erkenntnis und das Sein der Dinge.

Repräsentanten des objektiven Idealismus sind: **Platon, Augustinus, Thomas** und **Leibniz.**

Repräsentanten des subjektiven Idealismus sind: **Kant** und **Fichte, Schelling** und vor allen Dingen **Hegel** sind die Denker, bei denen der Übergang vom subjektiven zum objektiven Idealismus statt findet.

Johann Gottlieb Fichte 1762-1814



Johann Gottlieb Fichte wird als Sohn eines armen Leinenwebers in Sachsen geboren und stirbt an Typhus in Berlin.

Fichte sagt: **Indem ich handle, bin ich.**

Er spricht damit das Selbstbewusstsein als reine Funktion an, ohne Substrat. Das heisst: *Alles Sein entsteht erst in der Tathandlung als ihr Produkt.* Geht Kant von der **Erfahrung** aus und sucht

nach ihren Bedingungen, so geht Fichte vom **Unbedingten** aus. Er will also über den **Gegensatz von Subjekt und Objekt** hinaus. Wie soll das gehen?

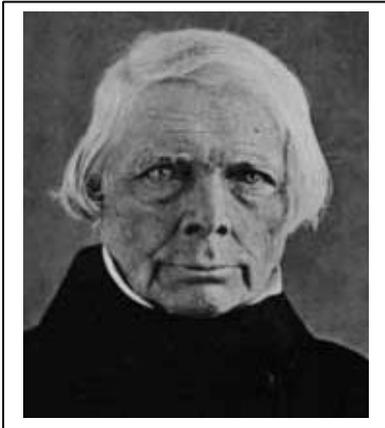
Fichte sagt es ist möglich in dem, was er „**intellektuelle Anschauung**“ nennt. In dieser soll sich die überindividuelle Ichheit, das **reine oder absolute Bewusstsein**, das der **Urheber der erscheinenden Sinnenwelt** ist, zeigen. In den „Wissenschaftslehren“, die dieses Wissen als solches begründen, versucht Fichte dies nachzuweisen.

Wichtig ist festzuhalten, dass Fichte den **Gegensatz von Subjekt und Objekt** im **Subjekt** aufzulösen versucht. Der Grundgedanke, auf dem diese „Auflösung“ basiert, ist der, dass jedes Wissen von etwas die Setzung des Ich voraussetzt. Es ist immer ein Ich, das etwas weiss. Das Ich ist unhintergebar und Erstes des Wissens. Der Idealismus muss daher *subjektiv* sein. (Wir sehen, welche Wendung

damit der transzendental-kritische Gedanke genommen hat!)

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling

1775-1854



Pfarrerssohn aus Leonberg (Württemberg), Jugendfreund Hegels und Hölderlins. Bereits 1798, im Alter von 23, mit Professur in Jena, erlebt er einen steilen Aufstieg von Jena über Würzburg und Erlangen nach München, wo er (u.a.) als Erzieher des Kronprinzen Max dem Königsthron so nahe stand wie kein neuzeitlicher

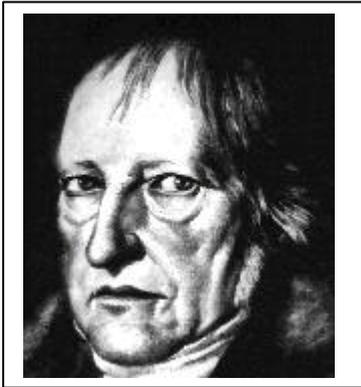
oder nach ihm. Schelling ~~Philosoph~~ ~~als~~ ~~geisteswissenschaftlich~~ ~~am~~ ~~reife~~ ~~ste~~ ~~und~~ ~~veränd-~~
lungsreichster Dichterphilosoph unter den Idealisten bezeichnet werden. Er stirbt in Bad Ragaz, wo er auch beerdigt liegt.

Zunächst Fichteaner, emanzipiert sich Schelling über seine Konzeption einer Natur- und Transzendentalphilosophie. Das Grundproblem, wie der Gegensatz von Subjekt und Objekt erklärt werden kann, versucht er in Richtung auf eine Einheit der Gegensätze zu lösen. Diese wird aber nicht wie bei Fichte in der Tathandlung des Ich, sondern ab 1800 in einer „absoluten Identität“ begriffen, die Schelling als **Indifferenzpunkt** fasst, an dem der Unterschied zwischen Subjekt und Objekt verschwindet. Und damit auch der zwischen subjektivem und objektivem Idealismus. Da alles Eines ist, wird die Dynamik der Entwicklungsprozesse im Universum aus dem quantitativen Überwiegen einer der bei den Seiten erklärt. Je nach dem

legt sich dann das System subjektiv idealistisch oder objektiv idealistisch aus.

Bei Hegel!, dem Höhepunkt der idealistischen Bewegung, sieht das dann etwas anders aus. Wir werden sehen, warum er als Vollender dessen gilt, was Fichte und Schelling ausgearbeitet haben.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel 1770-1831



Als Sohn eines Staatsbeamten in Stuttgart geboren und stirbt an Cholera in Berlin. Sein Leben ist bestimmt durch die Philosophie. Erst Gymnasialdirektor in Nürnberg, wird er Professor in Jena und schliesslich Berlin, wo er dann 1831 auch stirbt. Hegel hat Familie und lebt ein weitgehend bürgerliches Leben. Seine Energie

fließt in sein philosophisches Werk, das wie kein anderes das 19. Jahrhundert prägt. Hegel ist der Philosoph des **Geistes**. Wegen der Universalität seines Systems gilt er als **Höhepunkt des Deutschen Idealismus**. Er arbeitet an dessen gewaltigem Unternehmen mit, alles aus einem einheitlichen Grund zu begreifen, das System der Vernunft und damit das Ganze der Wahrheit zu entwickeln. Dazu macht er die gesamte philosophische Tradition fruchtbar.

Die Geschichte der Philosophie, so sagt Hegel!, hält nicht einen „Vorrat von Meinungen“ bereit, sondern Stationen auf dem Weg zur Wahrheit. Das Einzelne muss daher im großen Zusammenhang gesehen werden. Und dieser Zusammenhang ist die **Geschichte des Denkens**. Das ist neu: Rekapitulieren wir.

Es ist das Zeitalter Napoleons, den Hegel zu Beginn der französischen Revolution noch als „Weltgeist zu Pferde“ bezeichnet. Hegel ist und fühlt sich entsprechend als Zeitgenosse grosser geschichtlicher Ereignisse. Er interpretiert diese dahingehend, dass sich das Prinzip der Freiheit in der Französischen Revolution als das realisiert, „wodurch der Mensch erst *Mensch* wird“.

Diese Freiheit ist nach Hegel das Grundprinzip des Geistes. Was ist „Freiheit“, was „der Geist“?

Nun, **der Geist** ist das, was im konkreten historischen Begriff die geschichtliche Entwicklung in ihrer Ganzheit mitdenkt. Daher kann Geschichte auch aus dem Prinzip der Freiheit des Geistes konstruiert werden. Was aber heisst das?

Hegel unterscheidet verschiedene Formen von „Geist“: den **subjektiven**, den **objektiven** und den **absoluten** Geist. Spricht er von der Freiheit des Geistes im allgemeinen, meint er, dass der Geist frei ist von einer Bestimmung durch Anderes (bei Hegel: durch die Natur.) Der Geist als solcher ist daher *Negativität, Entzweiung*. Er steht einem Anderen gegenüber, das er sich aneignen muss. Das aber heisst: Er kommt zu sich über etwas, das nicht er selbst ist. Seine Freiheit besteht nun gerade in diesem Zu-sich-Zurückkommen, das Andere als Anderes seiner selbst mit sich gleichzusetzen. Genau *darin* besteht seine **Freiheit**. Die Freiheit des Geistes bedeutet also die Aneignung alles ursprünglich Fremden, die Beheimatung in der Welt, sprich: zu sehen, dass der Logos, die Vernunft in ihr waltet. Inhaltlich gewendet bedeutet daher die **höchste Stufe** der Freiheit des Geistes die *konkrete Versöhnung der Philosophie mit der Wirklichkeit*. Diese Interpretation der Geschichtlichkeit des Denkens und des Denkens von Geschichtlichkeit ist seit Hegel geistiges Gut aller geworden.

Auch heute wird in der Geschichte nach „Entwicklungen“ gefragt, im Sinne dessen, dass eines aus dem anderen hervorgeht, das eine das andere bedingt. Die jeweils letzte Stufe geht dabei aus den vorhergehenden hervor und steigt, diese in sich aufnehmend, auf eine höhere Stufe empor („Aufhebung“ nennt Hegel das.)

In dieser Denkweise erhält die **Wahrheit** Prozesscharakter. Das heisst: Kein einzelner Gedanke ist in seiner Isolierung wahr. Immer kann über ihn hinausgegangen werden. Auch vor Hegel wurde schon vereinzelt geschichtlich gedacht und argumentiert. Aber in allen sozialen und geschichtlichen Entwicklungstheorien wurde die Wahrheit als **Ziel** der Veränderungen aufgefasst. Man glaubte, diese approximativ zu erreichen, um sie einmal ganz zu besitzen.

Bei Hegel ist dies anders, weil er die Wahrheit als Ganzes nur für denkbar hält, wenn die vorausgegangenen Stationen und Stadien immer mitgedacht, also jeweils durchlaufen werden. Sein **philosophisches System** stellt im Grunde nichts anderes dar, als diese Stadien einem Kreis einzuschreiben, dessen prinzipieller Umfang beschreibbar sein soll, damit die Welt in ihrer ganzen Dimensionalität **prinzipiell, d.h. in ihren Grundzügen** dargestellt werden kann. Diese Systemform ist in der „Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse“ von 1830 greifbar. Hier zeigt sich das System als **Reflexionsform der spekulativen Philosophie**. „**Spekulation**“ meint dabei *die Erhebung des endlichen Denkens zum Absoluten, Unendlichen*.

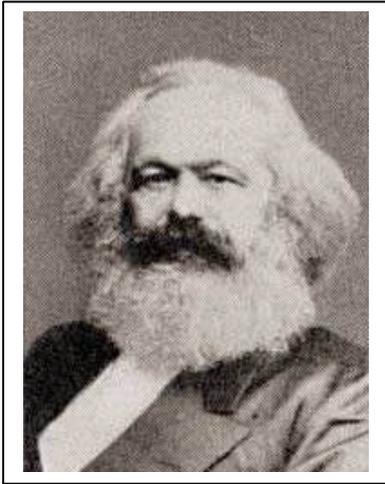
Dieses wird als Geist, der sich selbst verwirklicht und dabei die einzelnen, endlichen Stufen des Weges in sich trägt und als in sich tragend weiß, verstanden. Das Selbst des absoluten Geistes findet sich dabei im Anderen wie-

der. Es erscheint zunächst als das Endliche der physischen und der sittlichen Welt. In diesem Anderen erkennt sich der Geist selbst und erhebt so seine endliche Natur zu seiner wahrhaften Unendlichkeit. Damit vollzieht Hegel die Integration von subjektivem und objektivem Idealismus in seinen absoluten Idealismus mit seinem „System der Philosophie“. Dieses vollendet den Weg des Gedankens, indem es, prinzipiell, die Möglichkeit zeigt, eben diesen Weg und damit das Ganze zu denken. Wichtig dabei ist die Theorie des **objektiven** Geistes, die zur **Grundlage der modernen Kultur- und Geschichtsphilosophie** geworden ist. Wird diese auch vom System gefordert, ist sie doch unabhängig von diesem und daher - nach dem „Zusammenbruch“ von Hegels System im ausgehenden 19. und dann definitiv im 20. Jahrhundert - relevant. Der objektive Geist ist eine **überindividuelle Realität** ohne Bewusstsein. Zu Bewusstsein kommt er nur im Bewusstsein der Individuen, also im subjektiven Geist. Der allgemeine Geist verwirklicht sich nach dem Durchschreiten der subjektiven Geistsphäre in den Stufen des Rechts, der Moralität und der Sittlichkeit in diese eine eigene Welt des objektiven Geistes.

Mit Hegel scheinen drei Voraussetzungen erfüllt: ein neuer Gegenstand ist gefunden (die Geschichte und der objektive Geist), eine neue Methode beleuchtet ihn und eine geniale Persönlichkeit zeigt sich imstande, mit dieser Methode den neuen Gegenstand zu begreifen. Hegel hat die **Vernunft selbst** zum **Prinzip der Welt** gemacht. Der Logos reagiert. Es gilt ihn nur zu erkennen. Dazu sind zwei Dinge nötig: das Ganze als Prozess zu denken und es entsprechend seiner ihm innewohnenden Dialektik zu begreifen und nachzuvollziehen.

In der Hegel-Nachfolge wird dieses Vernunft-Modell weitgehend tradiert (=Rechtshegelianismus) und in wichtigen Teilen reuformuliert (=Linkshegelianismus.)

Karl Heinrich Marx 1818-1883



Karl (Heinrich) Marx: 1818-1883; wird als zweitältestes Kind jüdischer Eltern in Trier geboren und stirbt in London (wo er auch heute noch begraben liegt.) Karl studiert in Bonn und Berlin zunächst Jura, dann Philosophie. Hegel ist für ihn der Grund, von der juristischen zur philosophischen Fakultät hinüber zu wechseln. Er stellt sich dabei auf die Seite der sogenannten **Linkshegelianer**, jene

Denker in der Nachfolge Hegels, die dessen System umzudeuten versuchen, so dass es dem Umsturz des Bestehenden zuarbeitet. (Die **Rechtshegelianer** dagegen sind jene, die Hegels System weitgehend in seiner Synthese zwischen **Religion und Philosophie** tradieren.)

Aufgrund seiner schlechten Aussichten auf eine akademische Karriere und des Todes seines Vaters, wird Marx Mitarbeiter der neu gegründeten Rheinischen Zeitung in Köln. Er übernimmt bald die Zeitung, gibt ihr aber eine radikale links sozialistische Note, aufgrund der sie bald von der Zensur verboten wird. Nun beginnt er, sich in die politische Ökonomie einzuarbeiten, womit auch die Distanzierung zu Hegel beginnt („Kritik des Hegeischen Staatsrechts“, Sommer 1843.) Marx beginnt die Position des Liberalismus zu verlassen. Er geht nach Paris und arbeitet dort an den Deutsch-Französischen Jahrbüchern. Hier

erscheinen seine Arbeiten „Zur Kritik der Hegeischen Rechtsphilosophie“ und „Zur Judenfrage“. In Paris lernt er auch wichtige Persönlichkeiten der sozialistischen Bewegung kennen. Es entstehen in Folge der Begegnung mit **Friedrich Engels** die sogenannten „**Pariser Manuskripte**“.

Im Sinne von **Ludwig Feuerbachs (1804-1872)** Sensualismus geht Marx vom konkreten, nach Bedürfnisbefriedigung strebenden, zur Selbsterhaltung durch Arbeit gezwungenen Menschen aus. Nicht mehr vom Selbstbewusstsein im Sinne von Hegels Theorie. Er entwickelt ausserdem die **Theorie vom Mehrwert**. Wichtig werden für ihn die von Engels in den „Umrissen zu einer Kritik der Nationalökonomie (1844)“ vorgetragenen Gedanken. Vor allen Dingen die Annahme, dass die Entwicklung der **kapitalistischen Wirtschaft mit Notwendigkeit zur Verschärfung der Klassengegensätze und damit zur Revolution führe**. Philosophisch ist der Gedanke der Entfremdung zentral. Bei Hegel war dieser *idealistisch* gefasst: Als Anders-Werden der Idee, wie es sich im Selbstbewusstsein spiegelt als Subjekt-Objekt-Spaltung; bei Feuerbach *anthropologisch*: Als Distanz von der *natürlichen* Umwelt. Bei Marx wird er nun auf die Praxis bezogen und bedeutet die Distanz des Menschen von seiner alltäglichen sozialen Handlungswelt. Marx übernimmt dabei den Gedanken, dass sich der Mensch durch die von ihm geschaffenen bzw. umgestalteten Gegenstände zu dem macht, was er schliesslich ist. Diese Beziehung begreift er als **wesentlich praktisch**.

Nach seiner Ausweisung aus Frankreich verbringt er drei Jahre (1845-48) in Brüssel. Hier entstehen Schriften sehr polemischer Natur. Er versucht dadurch die Abgrenzung gegen die Junghegelianer schärfer zu bestimmen, insbe-

sondere in seiner, gemeinsam mit Engels verfassten Schrift über die „Heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik“ (1845.) In seinen „Elf Thesen über Feuerbach“ (1847) setzt Marx sich gegen Feuerbachs Humanismus aufgrund seiner Praxisferne ab. Im Jahr darauf stellen Marx und Engels in der „Deutschen Ideologie“ der idealistischen Geschichtsphilosophie ihre materialistische Konzeption entgegen.

Kurz vor dem Ausbruch der Februar-Revolution 1848 erscheint das „Manifest der kommunistischen Partei“, die letzte Gemeinschaftsarbeit von Marx und Engels. In dieser Schrift wird auf der Grundlage des **„historischen Materialismus“**, namentlich der **Theorie des Klassenkampfes**, und mit den Mitteln der historischen und systematischen Analyse der **„kapitalistischen Produktions- und Gesellschaftsform“** die Unvermeidlichkeit **der internationalen proletarischen Revolution** behauptet. Die theoretischen Grundlagen dieses Programms muss Marx allerdings nach dem Zusammenbruch der Revolution von 1848 neu überdenken. Nach einem kurzen Aufenthalt in Köln, das er wieder verlassen muss, findet er Zuflucht und Domizil in London, wo er stirbt.

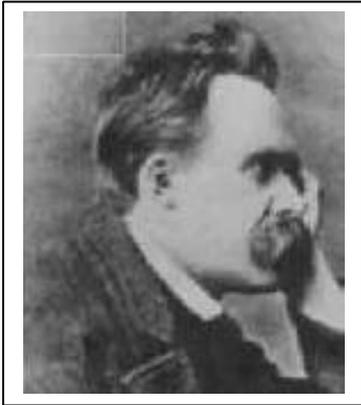
Seit 1850 hat Marx sich auf den Bereich **der politischen Ökonomie** konzentriert. Niedergelegt werden seine diversen Studien zu dieser Problematik in seinem berühmtesten Buch, **dem Kapital, Band I** in den Kapiteln über „Die Ware“ und „Das Geld oder die einfache Zirkulation“. Der erste Band erscheint 1867. Marx formuliert hier das **Bewegungsgesetz der bürgerlichen Gesellschaft**. (Band II und III veröffentlicht Engels nach Marx Tod, 1885 und 1894 aufgrund von *Entwürfen*.)

Bei aller Konzentration auf die theoretische Aufgabe verliert Marx das **praktische revolutionäre Ziel** nie aus den Augen. Er ist dabei, als die Erste Internationale (IAA) 1864 in London ins Leben gerufen wird (sie löst sich in Nordamerika nach ihrer Spaltung durch Bakunin 1873, 1876 auf.) Marx bringt eine Betrachtungsweise ins Spiel, der zufolge philosophische Theorien als abhängige Variable sozialer, namentlich ökonomischer Faktoren und ihrer Entwicklung aufzufassen ist. Das erschöpft eine philosophische Analyse natürlich nicht. Gleichwohl ist seine Perspektive als eine unter anderen möglichen berechtigt. Die Stichwörter, anhand derer sein Ansatz philosophisch zu besprechen ist, sind (u.a.): **Praxis, Materialismus, Entfremdung, Arbeit und Mehrwert.**

Versucht man hier Fazit zu ziehen, zeigt sich folgendes Bild: Was im Idealismus, egal welcher Spielart, zentral ist: der Ausgang von einem vernünftigen Urgrund, der die Einheit von allem garantiert, wird bei Marx auf den **Boden der Tatsachen** gebracht; Hegel machte den Ausspruch „vom Kopf auf die Füße“. Das bedeutet ganz konkret, dass die menschliche **soziale Praxis** in der **Arbeit** und ihren **Bedingungen** gesucht wird, nicht in der Reflexion des Begriffs der Praxis als solcher oder Ähnlichem. Marx schafft damit eine folgenreiche Verbindung zwischen dem Denken der positiven Wissenschaft (so der Terminus von Auguste Comte, 1798-1857) und der Intention des Idealismus in bezug auf die Erklärung der Wirklichkeit schlechthin. Nur dass er diese nicht mehr aus der Subjektivität, der Vernunft bzw. der Idee heraus erklärt, sondern aus der Objektivität, dem Sein. Die **Materie bestimmt das Bewusstsein**, wirkt auf die Sinne und bildet sich im menschlichen Bewusstsein ab. Dabei entwickelt diese sich unabhängig vom menschlichen Bewusstsein. Und nach

ihren Entwicklungsgesetzen ist auch die Geschichte im Sinne eines **Historischen Materialismus** zu verstehen. So wie die Materie im Bereich der Natur, ist die Ökonomie und sind deren Prozesse das, was die Geschichte bestimmt. Das gesellschaftliche Sein bestimmt das Bewusstsein des Menschen. Dieses bestimmt sich entsprechend in einer Analyse der wirtschaftlichen Verhältnisse nach zwei Grundbegriffen: der Arbeitsteilung „und ihrer Entfremdung“ und der Werttheorie „die Ware bestimmt sich in ihrem Wert durch die in sie gesteckte Arbeit. (Ich kann das hier nicht weiter verfolgen, wie vieles anderes auch, es würde den Rahmen sprengen, dessen ich hier, mit dieser Schrift, versuche zu vermitteln. Die Konsequenzen von Marx Denken liegen erst einmal auf der Hand.

Friedrich Nietzsche: 1844-1900



Als Sohn eines Landpfarrers, in Röcken geboren, in geistiger Umnachtung in Weimar verstorben. Zwischen diesen Daten ein Leben, wie es sich die Literatur nicht dramatischer hätte erdenken können. Von 1869 bis 1878/9 die Professur für Altphilologie in Basel. Dann das freie Philosophentum, Schriften mit dem Titel: „Morgenröte. Gedanken über mora-

lische Vorurteile" (1882), „Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft" (1886) oder der Titel seiner Autobiographie: „Ecce homo. Wie man wird, was man ist" (1889 von der Schwester zurückgehalten, bis 1908 unter Verschluss.) Schliesslich nach Wanderjahren zwischen Sils Maria, Genua und Turin, der Zusammenbruch 1889. Will man Nietzsches Denkimpuls zusammenfassen, so sticht eines ins Auge: der Subjektivismus Kants, der Anthropologismus der Aufklärungszeit und die naturwissenschaftliche Perspektive auf die Welt und ihre Gegenstände vereinigen sich in der Betrachtung des Menschen: die **Psychologie** entsteht. Und zwar als Mittel dazu, die Kultur (denken wir hier durchaus an Rousseau!) als **christliche** Kultur in ihrer Entstehung zu analysieren.

Der Mensch und sein „psychischer Apparat" sind damit das Eintrittstor zur Philosophie. Vom Menschen aus, in der Art eines **aufgeklärten Anthropomorphismus**, ist über den Menschen und seine Welt zu philosophieren. Zentral

wird diese Haltung in Nietzsches Intention einer „Genealogie der Moral“ zusammengefasst.

Was bedeutet das?

Es bedeutet jene Instanzen zu „hinterfragen“ (ein Neologismus von Nietzsche), die als selbstverständlich angenommen werden. In erster Linie ist dies Nietzsche zufolge die (christliche) Moral, aber auch traditionelle philosophische Problemstellungen wie der **freie Wille** und die **Erkenntnis im allgemeinen** *fund* als solche. Dagegen führt Nietzsche an:

- die Bedeutung der **Sprache**,
- die unsichere und daher problematische Verbindung von **Sein** und (moralischem) **Wert**,
- die **Relativität** der Moral,
- die praktischen Widersprüche und die **Geschichtlichkeit** der Moral.

Das Fazit, das Nietzsche zieht, lautet: „*Die Moralen sind auch nur eine Zeichensprache der Affekte.*“ Der Nihilismus, der Übermensch, die Umwertung aller Werte, die Ewige Wiederkehr des Gleichen und der Wille zur Macht, sind alle auf der Basis dieser Überlegungen anzusiedeln, die Nietzsche zwischen 1876 und 1882 im Kampf gegen die *decadence* einführt. Hier gilt: Um zu neuen Werten zu gelangen, sind die alten zu überwinden. Was den einen zum Verhängnis wird, weil sie keine neuen Werte finden, wird den anderen zur *Bedingung der Möglichkeit* neue Werte hervorzubringen. Orientierungspunkt dabei ist der Wille zur Macht, der eigentlich ein **Wille zur Interpretation**, zur Schöpfung neuer Werte ist. Nietzsche denkt nicht einstimmig, linear oder zyklisch, sondern viel dimensional,

polyphon, in wechselnden Haupt- und Nebenstimmen. Er begründet und beweist in der Regel weniger als dass er behauptet und Fragen stellt. Er problematisiert eher als dass er argumentiert, greift an, statt zu legitimieren. Er ist ein systematischer Problemdenker ohne Systemanspruch. Gerade deswegen und aufgrund seiner an Luther, Goethe und Heine geschulten Literatursprache ist er einer der einflussreichsten Denker bis heute geworden.

Fassen wir zusammen:

Hegel, ebenso Fichte und Schelling: sind Denker aus dem Urgrund wie Heraklit, Parmenides, Plotin, Anselm, Cusanus und Spinoza.

Marx: ist der Denker der 'Praxis und Revolution.

Nietzsche: ist der Hinterfrager der Philosophie und ihrer Tradition, Radikalisierer von Descartes und Kant, der Metatheoretiker des Zweifels.

9.

Der Beginn des 20. Jahrhunderts

Zuerst ein Überblick über die geistigen Grundlagen der sogenannten „Moderne“ und der „Postmoderne“, über das 20. Jahrhundert und die aktuelle Situation des philosophischen Denkens.

Was geschieht mit dem Subjekt, das sich im Laufe der Jahrhunderte aus der Umarmung der Natur befreit, sich als autonome Instanz begreifen lernt und sich nicht bloss zum Entzifferer der Welt erennt, sondern auch zu deren (Re-)Programmierer?

Denken wir kurz zurück an Nietzsche, der 1900 stirbt und dessen Grundtheoreme als wegweisend dienen können.

Nietzsche vereinigt in seinem Denken die „Kopernikanische Wende“, den Anthropologismus der Aufklärungszeit, mit der neuen positivistisch-wissenschaftlichen Perspektive *auf* die Welt, indem er den Fokus legt *auf* den sprachlich verfassten und leib-seelisch bedingten und bestimmten Zugang des Menschen zur Welt. Exemplarisch zeigt sich dies in Äusserungen, wie der Folgenden, in der Nietzsche die psychologische Erklärung für die Notwendigkeit dafür gibt, dass der Mensch Ursachen *braucht*, um sich und die Welt zu erklären. Etwas Unbekanntes auf etwas Bekanntes zurückzuführen, erleichtert, beruhigt, befriedigt, gibt ausserdem ein Gefühl von Macht. Mit dem Unbekannten ist die Gefahr, die Unruhe, die Sorge gegeben - der erste Instinkt geht dahin, diese peinlichen Zustände *wegzuschaffen*. Erster Grundsatz: irgend eine Erklärung ist besser als keine. (...) der Ursachen-Trieb ist also bedingt und erregt durch das Furchtgefühl. (Aus: *Götzen-Dämmerung* oder *Wie man mit dem Hammer philosophiert, Die vier grossen Irrtümer* 5., 1889, KSA Bd. 6)

Gehen wir von hier aus weiter, so sehen wir das 20. Jahrhundert mit Gedankenbewegungen beginnen, die sowohl auf die selbstexplorativen Hinterfragungstendenzen eines Nietzsche als auch auf das sich weiter vermehrende Wissen in Technik und Naturwissenschaft verweisen: **Phänomenologie**, **Existenzphilosophie** und **Logik**. Die **Phänomenologie** als eine der einflussreichsten philosophischen Richtungen des 20. Jahrhunderts ist der Versuch, sich einer *vorurteilslosen* Haltung zu verschreiben, um in dieser Einstellung die Analyse dessen zu leisten, was **im Bewusstsein** erscheint. Die **Existenzphilosophie** dagegen, ist der Versuch aus dem Menschen schlechthin heraus alles andere zu bestimmen und damit auf seine Legitimität, seine Grenzen hin zu befragen. Neben Phänomenologie und Existenzphilosophie ist zu Beginn und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Entwicklung der modernen **Logik** und Mathematik für die Philosophie massgeblich.

Zu nennen sind hier Gottlob Frege (1848-1925) und Bertrand Russell (1872-1970). Bei beiden den Denkern wird das Paradigma der Naturwissenschaften leitend.

Frege gilt als einer der Väter der modernen Logik und Semantik (Sprachanalyse.) Er entwickelt eine Lehre, die einem Ausdruck, einer Formel oder einem Satz zweierlei zuspricht, was wir sonst als identisch verstehen: **Sinn** (meaning) und **Bedeutung** (reference.) Während **Sinn** einem Ausdruck zukommt unabhängig von seinem Bezug zur Existenz eines bestimmten Gegenstandes, referiert **Bedeutung** eben diesen Bezug. So ist der Ausdruck „der gegenwärtige König von Frankreich“ zwar sinnvoll, aber bedeutungslos, denn es gibt heute keinen König mehr in

Frankreich. Dagegen haben Goethe und der Autor der „Wahlverwandtschaften“ dieselbe **Bedeutung**: die Person Johann Wolfgang Goethe. Entsprechend haben „Abendstern“ „Morgenstern“ dieselbe **Bedeutung**, aber denselben **Sinn**. Frege fordert nun, dass von einer logisch **vollkommenen** Sprache, wie sie seine „Begriffsschrift“ zur Verfügung stellen können soll zu verlangen sei, „dass jeder Ausdruck, der aus schon eingeführten ²¹Zeichen in grammatisch richtiger Weise als Eigenname gebildet ist, auch in der Tat einen Gegenstand bezeichne, und dass kein Zeichen als Eigenname neu eingeführt werde, ohne dass ihm eine Bedeutung gesichert sei“. (*Über Sinn und Bedeutung*, in: Gottlob Frege: *Funktion, Begriff, Bedeutung*, 6. Aufl. Göttingen 1986, S. 55 f.)

Diesem neuen **Positivismus** gilt die Exaktheit und Überprüfbarkeit der Sätze der Naturwissenschaft als Ideal. Die Wissenschaftstheorie, das heisst die philosophische Betrachtung und Bearbeitung von Methode, Aufbau und Ergebnissen der Einzelwissenschaften ist insofern eine charakteristische Konsequenz aus dieser mathematischen Logik für die Gegenwart, ebenso wie die Analyse der sprachlichen Ausdrücke seit dem sogenannten *linguistic turn* - der Zuwendung zum sprachlichen Ausdruck, anhand dessen Analyse zu einer Klarheit über philosophische Problemstellungen gelangt werden soll. Logistik als *Methode* und Exaktheit als *Ziel* sollen die traditionellen philosophischen Fragestellungen ersetzen, so dass die „alten“ Probleme der Metaphysik (*Was ist Wahrheit? Was ist Tugend* etc.) als *undurchschaubare Begriffsverwirrungen* (vgl. Rudolf Carnap) erscheinen können. So heisst es

²¹ Steht für den Gegenstand der ausserhalb uns selbst ist. Gedanken sind Zeichen. Denken sind Zeichenprozesse.

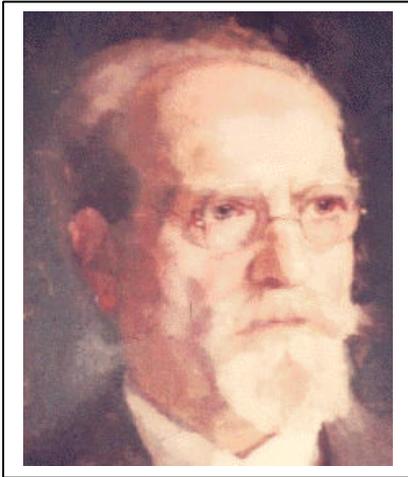
denn, ganz anders als bei Nietzsche, wenn auch mit ähnlichem **aufdecken wollendem Impuls**:

„Die Menschen gewöhnen sich an die Entzauberung der Welt (...) die Anpassung des Gefühlslebens an die Erkenntnis ist vollzogen. Auf diese Weise erledigen sich weltanschauliche Probleme von selbst, nicht indem sie eine Antwort finden, sondern indem sie gegenstandslos werden. (Ernst Topitsch, zitiert nach *dtv-Atlas zur Philosophie*, 5. Aufl. 1995, S. 183)

In diesem Sinne unternimmt Bertrand Russell die Untersuchung der Welt rein vom logischen Standpunkt aus. Seine „**Philosophie des logischen Atomismus**“ erklärt, dass ein Satz mit der Welt korrespondiert und dass niemand etwas benennen kann, mit dem er nicht **bekannt** ist. Wichtig ist Folgendes: Während **Phänomenologie und Logik** sich in bezug auf ihr Methodenideal und ihre wissenschaftstheoretische Positionierung zunächst zuarbeiten, muss die **Existenzphilosophie als Gegenbewegung** dazu verstanden werden, sofern sie den Menschen als Zentrum seiner exakt bestimmbaren Gegenstandswelt dieser Determiniertheit und Determinierbarkeit entreisst: der Mensch ist frei und steht in einem notwendigen Bezug zur Transzendenz.

Schauen wir die genannten Strömungen, Phänomenologie, **Existenzphilosophie** und Logik genauer an, können wir uns zunächst an drei Denker halten. Edmund Husserl, Karl Jaspers und Ludwig Wittgenstein.

Edmund Husserl 1859-1938



Es ist möglich, die Philosophie des 20. Jahrhunderts mit Edmund Husserl (1859-1938) beginnen zu lassen. Husserl arbeitet eine radikale Theorie aus, die darüber Auskunft geben will, wie das menschliche Subjekt die Welt *gültig* erkennen kann. Es geht also wie immer - um **Wahrheit**; allerdings in einer neuen Gestalt. Denn Husserl nennt seine

Wissenschaft die **Phänomenologie** die **Wahrheitslehre** (die **logische Phänomenologie**) die anschaulichen und vorstellenden Erfahrungen (*phainomena*.) In dieser neuen Wissenschaft sucht Husserl eine unfehlbare Methode, um die Existenz der Welt beweisen zu können.

Hier könnten wir uns fragen, weshalb überhaupt die Notwendigkeit besteht, die Existenz der Welt beweisen zu wollen, ist diese doch unmittelbar gewiss! Erübrigt sich damit nicht ein Beweis? Wieso sollte man das Selbstverständliche beweisen wollen? Nun, wie denkt Kant Husserl, dass wir die Welt nur in dem Masse erkennen können, wie es unser Bewusstsein von seinen Anlagen her zulässt. Er schreibt deshalb: „Alle Akte des Bewusstseins sind auf etwas ausgerichtet“.

Die intuitive anschauliche Selbstgegebenheit der Phänomene des Bewusstseins gründet sich auf dessen Intentio-

nalität, darauf also, dass es immer auf etwas ausgerichtet ist: **Bewusstsein ist immer Bewusstsein** von *etwas*. Um nun herauszufinden, wie das Bewusstsein unsere Sicht von der Welt formt, klammert Husserl zunächst die Welt mit all ihren für gültig gehaltenen „Setzungen“ von Gegenständen aller Art aus. Das heisst: Die phänomenologische Einstellung enthält sich jeglichen Urteils über Sein oder Nichtsein der Gegenstände und soll so die vorurteilsfreie Betrachtung des reinen Bewusstseins in seinen Akten ermöglichen.

Eben diese Methode der Aus- bzw. Einklammerung oder *Epoche* (Enthaltung; ein Begriff aus der antiken Skepsis) ermöglicht dann die Feststellung, dass unser Bewusstsein immer nur **Ganzheiten** erkennt. So sehen wir beispielsweise zwar immer nur die Vorderseiten eines Objekts im Raum, denken aber zugleich die Rück- und die Unterseite mit, *obwohl wir diese nicht sehen können*.

Husserl wendet diese Methode nun auch für **abstrakte Begriffe** wie etwa die **Zeit** an und findet dabei heraus, dass Zeit immer nur *unmittelbar* im **Jetzt als Ganzheit** aller „Abschattungen“ erlebt wird. Diese Jetzt bestimmt er als Punkt zwischen Vergangenenem und Zukünftigem und er vergleicht diesen Jetzt-Punkt im Strom der Zeit mit der Musiknote eines Liedes: Ebenso wie das Jetzt erkennt man die Musiknote immer als Teil eines Ganzen, der Melodie eines Liedes bzw. des Liedes selbst, und zwar in „**Retentionen**“ und „**Protentionen**“, d.h. nach rückwärts, hin zum Anfang des Liedes und nach vorwärts, hin zu dessen Ende.

Analog, nämlich als **Hier**, erfahren wir Husserl zufolge auch den **Raum**; egal *wo* sich eine Person befindet. Obwohl wir das Hier und das Jetzt lediglich subjektiv im eige-

nen Bewusstsein wahrnehmen, werden **Raum und Zeit** - so Husserl - auf dieselbe Weise auch von anderen Menschen erlebt. Das ist wichtig, denn das heisst: Nicht die Einzelfälle intentionalen Erlebens bei *bestimmten* Menschen ist Gegenstand der phänomenologischen Forschung, sondern die wesensmässigen Grundgesetze der Erlebnisse. Die Phänomenologie will Wesensschau sein. Und sie soll anhand der Epoche und der **eidetischen Reduktion**, also dem durch die Epoche ermöglichten Rückgang zum Wesen, „strenge Wissenschaft“ sein, mithin gültiges Wissen ermöglichen.

Der Anfang dieser Reduktion ist dabei auch der Anfang aller Philosophie, nämlich das Aufgeben der „**natürlichen Einstellung**“. Diese besteht eben darin, dass wir die Existenz der Welt stillschweigend immer schon voraussetzen. Die Änderung dieser Voraussetzung besteht in der „Einklammerung“, der Epoche der Weltexistenz und aller mit ihr verbundenen „Setzungen“. Diese Methode zunächst nichts für wahr zu halten, ist dann die „**phänomenologische bzw. eidetische Reduktion**“. In dieser *Einklammerung* soll dann eben das reine Bewusstsein mit seinen Erfahrungen, Vorstellungen und Wertungen übrig bleiben. Husserl hat dieses Bewusstsein in allen Einzelheiten beschrieben und dabei zwischen dem auf seine Erlebnisse bezogenen Gegenwartsbewusstsein und dem fremden („transzendentalen“) Bewusstsein unterschieden, - was ihn in späteren Jahren auch zu einer Theorie der Intersubjektivität geführt hat.

Von Husserl ist bis heute nur ein kleiner Teil seines Gesamtwerks publiziert. Seit 1950 wird vom Husserl- Archiv in Löwen (Belgien) eine Gesamtausgabe seiner Schriften

veröffentlicht. Einzelbände sind in der „Philosophischen Bibliothek“ des Meiner-Verlags, Hamburg, zu erstehen. Husserl selbst hat sich im Sinn der neuen Sachlichkeit als **Positivist** verstanden, obwohl seine Phänomenologie als „legitime Tochterdisziplin eines nicht spekulativen Idealismus“ (Ernst Sandvoss, *Geschichte der Philosophie II*, München 1989, S. 481) verstanden werden muss.

Martin Heidegger (1889-1976) war Schüler von Husserl. Der Ausgangspunkt von Heideggers Philosophie ist der Begriff der Existenz, verstanden als **das Sein des Daseins**. Diesem Begriff liegt die Frage zugrunde, warum überhaupt etwas ist und nicht vielmehr nichts (die Frage von Leibniz). In seinem Hauptwerk „Sein und Zeit“ übernimmt Heidegger die Methode der *phänomenologischen Reduktion*, um die menschliche Existenz exakt zu beschreiben. Allerdings trennt er dabei nicht die äussere Welt vom individuellen Bewusstsein ab, wie Husserl, sondern bezeichnet die Grundverfassung des Daseins als **Inder-Welt-Sein** und stellt als bestimmendes Merkmal des menschlichen Daseins die „Sorge“ heraus. Obwohl Heidegger kaum Fremdwörter in seinen Werken benutzt, besteht seine Sprache aus eigenwilligen Wortprägungen und Neubildungen, die ein Verstehen seiner Gedanken nicht immer ganz leicht machen.

So, wenn er z. B. programmatisch schreibt:

Die durchschnittliche Alltäglichkeit des Daseins kann (...) bestimmt werden als das verfallend-erschlossene, geworfen-entwerfende Inder-Welt-Sein, dem es in seinem Sein bei der „Welt und im Mitsein mit Anderen um das eigenste

Seinkönnen selbst geht.“ (*Sein und Zeit*, 16. Aufl. Tübingen 1986 (1. Aufl. 1927), S. 181, kursiv im Orig.)

Ich möchte das nicht weiter verfolgen, begnügen wir uns mit diesen Hinweisen.

Und nun noch einige Worte zum französischen Existentialismus mit seinen wichtigsten Repräsentanten **Jean Paul Sartre und De Beauvoir** verlieren, ehe wir auf Karl Jaspers zu sprechen komme, der **unabhängig** von Husserl wahrzunehmen ist.

Die *französischen* Existentialisten setzen andere Akzente. Sie leugnen, dass es einen Gott gibt und fordern, dass der Mensch Gebrauch von seiner Freiheit macht, und damit Verantwortung für sich und für jede Handlung in seinem Leben übernimmt. J.P. Sartre (1905-1980) und Simone De Beauvoir (1908-1996) sind neben Albert Camus (1913-60) die Exponenten.

Sartre und De Beauvoir lernten sich als Studenten an der Pariser Sorbonne kennen. Sie blieben über 50 Jahre zusammen und galten als ebenso berühmtes wie sonderbares Paar. Beide verband ihr philosophischer Ansatz, der vor allem in Frankreich zweiteilig eine Modeströmung wurde: **Der Existentialismus**.

Ausgangspunkt des Existentialismus und seiner Fragen ist der Mensch. Sartre behauptet, dass der Mensch **zur Freiheit verurteilt sei** und sein Leben immer wieder neu gestalten muss. „Der Mensch ist das, was er aus sich macht“. Ähnlich denkt De Beauvoir, wenn sie schreibt: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“.

De Beauvoir gilt bekanntlich als **Mutter des Feminismus**. Ihr Buch „Das andere Geschlecht“ thematisiert erstmals systematisch die Grundlagen der Unterdrückung der Frau durch den Mann. So weist sie nach, dass männliche Verhaltensmuster als normal gelten, während weibliches Verhalten als negativ und verbesserungswürdig verurteilt wird. Diese Sichtweise durchzieht ihr zufolge sämtliche Bereiche der Gesellschaft und hat Konsequenzen für das Selbstverständnis der Frau und wie man mit ihr umgeht. Die Frau zu emanzipieren ist für De Beauvoir dabei kein typisch weibliches, sondern vor allem ein gesamtgesellschaftliches Problem.

Wie Sartre kam De Beauvoir (der Name lässt es schon vermuten) aus gutem Hause. Als ihre Eltern aber ihre Besitztümer verloren, musste ihre Mutter die Hausfrauenarbeiten selber erledigen. Sie protestierte bisweilen dagegen, hinterfragte aber niemals, ob Hausarbeiten tatsächlich eine typisch weibliche Verpflichtung sind.

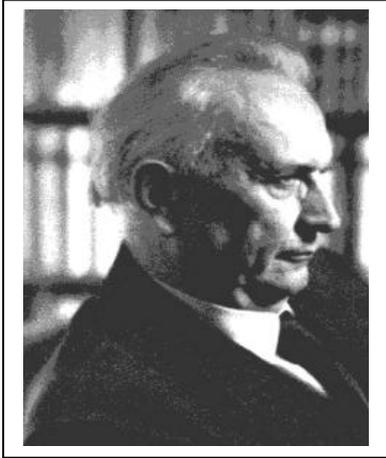
Sartre dagegen empfand das Leben als **grosse Bühne**, auf der die Menschen ein Leben lang ihre Vorstellungen geben müssen. Allerdings sind sie frei, ihre Handlungen selber zu bestimmen und können niemand anderen dafür verantwortlich machen, wenn sie eine schlechte Rolle spielen. Wer sich nicht auflehnt gegen sein Schicksal, macht vielmehr keinen Gebrauch von seiner Freiheit. Ganz ähnlich fordert auch De Beauvoir auf, dass Frauen sich von der Rolle lösen müssen, die die Gesellschaft ihnen zuschreibt. Wirklich im **Rampenlicht stehen** nur diejenigen, die ihre Freiheit nutzen und für ihre Entscheidungen die Verantwortung übernehmen egal mit welchem Ausgang. (*Populismus*)

Sartres Existentialismus ist beeinflusst von der Phänomenologie Husserls und Heideggers. Hatte dieser von „Unei-

gentlichkeit“ gesprochen, wenn Menschen die Verantwortung für ihre Existenz ablehnten, so spricht Sartre von „**Eigentlichkeit**“, wenn Menschen im Sinne des Existentialismus leben. Wer *eigentlich* handelt, besitzt in jedem Augenblick seines Lebens Kontrolle. Diese Fähigkeit, sich für etwas zu unterscheiden und es in die Tat umzusetzen ist, Sartre zufolge, die Grundlage menschlicher Freiheit überhaupt. Daher lehnte er Autoritäten oder die Annahme eines Gottes strikt ab: Er sah darin lediglich das Modell unentschlossener oder schwacher Menschen. Allerdings gab er zu, dass es auch starke Menschen ängstigen kann, von ihrer Freiheit Gebrauch zu machen.

Diese Ansichten legte Sartre in seinem Hauptwerk „**Das Sein und das Nichts**“ nieder. Bereits der Titel spielt auf die verschiedenen Seinsweisen an, um die es ihm geht. So kann etwas **an sich** existieren und einfach da sein, wie Steine am Strand, oder aber etwas kann **für sich** sein, wie das Bewusstsein. Dieses existiert für sich, weil es kein Ding ist, sondern mit der Welt in bewusster Beziehung steht. Sartre beklagt, dass die meisten Menschen den Steinen am Strand ähneln, unfähig auf sich selbst oder auf die Welt einzuwirken. Existentialismus dagegen bedeutet, das Leben nicht als etwas Abgeschlossenes und Endgültiges zu sehen, sondern als ständigen „**Entwurf**“.

Karl Jaspers 1883-1967



In seinem ersten grossen Hauptwerk „**Philosophie**“ von 1932 will Jaspers die Grenzen wissenschaftlich-objektiver Erkenntnis aufzeigen.

In den Wissenschaften wird alles Sein auf Objektsein reduziert, das heisst auf ein von aussen Erforschbares. Dagegen wendet Jaspers ein, dass ich mich als das Sein, das ich

selbst bin, so nicht erkennen kann. Denn ich kann von mir selbst nur subjektiv, von innen her wissen. Und zwar im Innewerden meiner eigenen Möglichkeiten. In der Aufgabe dieses Innewerdens besteht daher die **Existenzerhellung**, die Jaspers in seiner Philosophie auf den Weg bringen will. Die Existenzerhellung soll jeden Einzelnen auf die Ursprünge seines Selbstseins hinweisen. Dieser Ursprünge muss er sich selbst bewusst werden. Und diese Ursprünge kann nur er je selbst verwirklichen. Daher ist das, was der Mensch sein kann mit seinem bloss empirischen **Da-Sein** noch nicht gegeben. Der Mensch muss sich selbst als Aufgabe begreifen, die er in seiner Freiheit verstehen lernen muss. **Existenz oder Selbstsein** ist bei Jaspers entsprechend das, was mein Sein ausmacht. Und zwar im Unterschied zu dem, was ich weg denken kann,

was mir nur äusserlich angehört, austauschbar ist und von Bedingungen abhängt, die ich nicht selbst gesetzt habe.

So heisst es bei Jaspers:

Das Sein, das - in der Erscheinung des Daseins nicht ist, sondern sein kann und sein soll und darum zeitlich entscheidet, ob es ewig ist. Dieses Sein bin ich selbst als Existenz.

Der Mensch findet sich als Dasein in bestimmten vorgegebenen Bedingungen vor, die er nicht selbst gesetzt hat (natürliche, kulturelle, historische etc.). In all dem aber, so Jaspers, entscheidet er ab einem gewissen Punkt, was er wesentlich ist. Da der Mensch zunächst aber in der Regel in der **Geborgenheit** seiner äusseren Bedingungen lebt, braucht er einen Anstoss, der ihn auf seine existenziellen Bedingungen zurückwirft. Dieser Anstoss sind die Grenzsituationen: **Tod, Kampf, Leiden und Schuld**. Im Durchleben der Erfahrung dieser Grenzsituationen wird klar, dass der Halt der äusseren Lebensbedingungen vordergründig ist und zerbrechen kann. Am vehementesten geschieht dies im ernsthaften Bewusstsein des Todes, der das blosse Dasein schlechthin bedroht und zum **Prüfstein** wird:

Was angesichts des Todes wesentlich bleibt, ist existierend getan; was hinfällig wird, ist blosses Dasein.

Der Mensch aber kann seine Existenz immer nur als Dasein verwirklichen. Dieses drückt sich in der **Geschichtlichkeit** aus, die Einheit ist von **Dasein** und *Existenz*, **Notwendigkeit** und *Freiheit* und **Zeit** und *Ewigkeit*. Da Existenz darüber hinaus nicht allein Selbstverwirklichung kommt, braucht sie anderen: sie bedarf der **Kommunikation**. Denn nur durch den anderen kommt der Mensch zur Klarheit über sich selbst. Die **existentielle Kommunikati-**

on ist daher das gegenseitige Hervortreiben des Selbst im anderen. Da Existenz sich in der Kommunikation methodisch gewinnt, sachlich aber nicht im Dasein wurzeln kann, bedarf sie aber eines anderen *Ursprungs*. Dieser liegt in der **Transzendenz**. Die Transzendenz verbürgt **Orientierung** und ist Quelle und Möglichkeit von **Freiheit**.

In seinem zweiten philosophischen „Von der Wahrheit“ von 1947 entwickelt Jaspers eine umfassende Theorie und Begrifflichkeit, um die Transzendenz und ihren Bezug zur Existenz zu erörtern. Dies geschieht in der Lehre vom Umgreifenden. Das Umgreifende definiert er dabei als das, was alles einzelne Seiende umgreift, ohne **selbst** von einem anderen umgriffen zu werden, und er bestimmt dieses als das Sein selbst. (Gott, Wahrheit, Geist)

Das Sein selbst oder das Umgreifende erscheint in sieben Weisen, die *gleichursprünglich* sind, daher zusammengehören und so ineinander greifen, dass jede ihren Wahrheitssinn im Angewiesensein auf die andere hat - Verantwortungsgefühl des Menschen für seine Mitmenschen und ist daher aktueller denn je!

1. das Dasein
2. das Bewusstsein
3. der Geist
4. die Welt
5. die Existenz
6. die Transzendenz
7. die Vernunft

Transzendenz wird in diesem Rahmen nun als das *Umgreifende des Umgreifenden*, als der *Urgrund allen Seins*, verstanden. Sie kann als solche nur von der Existenz

durch die **Chiffren** (Symbole), die die Sprache der **Immanenz in der Transzendenz** sind, erfasst werden. Im Lesen dieser Chiffren wird die Immanenz auf die Transzendenz hin transparent.

Jasper kam von der Psychiatrie zur Philosophie. Sein Denkstil ist weltoffen, sensibel, am Detail orientiert und dennoch nicht unsystematisch. Seine Themen sind die Hauptthemen der abendländischen Philosophie:

Gott, Mensch, Welt. Jaspers zufolge *glaubt* der religiöse Mensch, *weiss* der wissenschaftliche, *schafft* der künstlerische und *zweifelt, fragt und sucht* der philosophische.

In der philosophischen Suche findet der Mensch zu sich und beginnt, über das **blasse Dasein** hinaus zu existieren. Existenzzerhellend wirkt dabei die Philosophie, die wesentlich in der Kommunikation besteht. Kommunikation bedeutet gegenseitige Öffnung und Gestaltung, Liebe und Kreativität zugleich. Philosophisch *wahr* ist ein Denken in der Masse, als es Kommunikation ermöglicht. Nicht umsonst wird Jaspers Denken in den Versuchen interkultureller Kommunikation beigezogen. Seine Werke sind ins Koreanische und Japanische übersetzt. Und „Jaspers Gesellschaften“ existieren überall auf der Welt, nur nicht in Deutschland und der Schweiz, in denen er einst gelebt und gewirkt hat. Erstaunlich, zeugt doch seine Philosophie von einem tiefen Verantwortungsgefühl des Menschen für seine Mitmenschen.

Als nächstes müssten wir Ludwig Wittengestein erwähnen der in der Gegenwart eine Sonderstellung einnimmt, insofern er zwei verschiedene philosophische Positionen entwickelt hat. Das erste findet sich im „**Tractatus logico philosophicus**“ von 1919, die zweite in den postum er-

schiene „**Philosophischen Untersuchungen**“ von 1953. Wir wollen hier zuerst die heutige „Analytische Philosophie“ (vgl. Russel) betrachten.

Im Tractatus nähert sich Wittgenstein der Philosophie als Konstrukteur von aussen. Er zerlegt sie dazu in **Logik** und Mystik und setzt die Teile in numerischen Sätzen dann wieder zusammen.

So heisst es:

I. Die Welt ist alles, was der Fall ist.

I.I. Die Welt ist die Gesamtheit der Tatsachen, nicht der Dinge I.II. I.12, I.13

2. Was der Fall ist, die Tatsache, ist das Bestehen von Sachverhalten. Etc. Diese Sätze stellen das Gerüst des Buches dar. Die hinter Dezimalstellen stehenden Sätze interpretieren meist die Kernsätze, sind oft aber wichtiger.

Tractatus beruht auf der eingangs erwähnten Sprachanalyse und Korrespondenztheorie von Bertrand Russell. Wittgenstein baut sie aber zu einer **Abbildtheorie** aus, das heisst:

Er behauptet, die Welt bestehe aus Dingen und deren Konfigurationen, den Sachverhalten.

„Die Grammophonplatte“, der musikalische Gedanke, die Notenschrift, die Schallwellen, - sagt Wittgenstein, „stehen alle in jener abbildenden internen Beziehung zueinander, die zwischen Sprache und Welt besteht. Ihnen allen ist der logische Bau gemeinsam“. Formalisiert wird diese **Abbildungrelation** dann zu >aRb< , das heisst:

„a steht in einer Beziehung zu b“.

Dies gilt auch für Sätze. „Ein Satz ist nur dann sinnvoll, wenn er das Bestehen oder Nichtbestehen von Sachverhalten darstellt“. Ausserhalb dieser Grenze der Logik von Sätzen liegt das *Mystische*: das **Ich, Gott und die Welt**. Gegenstände, die wissenschaftlich nicht behandelt werden können.

Über diese gilt es zu schweigen, denn „worüber man nicht (in Sätzen) sprechen kann, darüber muss man schweigen“. Das Kind mit dem Bade auszuschütten, gelingt dabei vor allem Wittgenstein, der als Vermittler zwischen Neopositivismus und Neorealismus gelten darf und deshalb eine Schlüsselrolle in der Geschichte der Philosophie einnimmt, obwohl seine Wirkung kaum in einem rationalen Verhältnis zum positiven Ergebnis seiner Schriften steht.

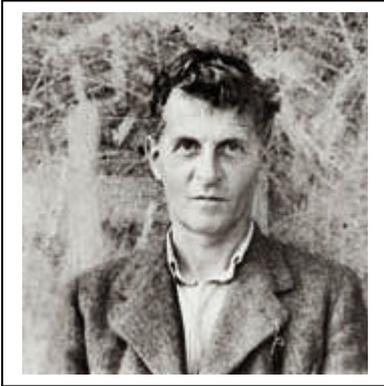
Fassen wir nun kurz zusammen, so können wir festhalten, dass die „Megatrends“ des 20. Jahrhunderts: **Rationalismus** in Form der Phänomenologie, **Realismus** in Form des logischen Atomismus und der Abbildtheorie und **Relativismus** in Form historischen Denkens und in Teilen auch der Existenzphilosophie zu Beginn des 20. Jahrhunderts weitgehend geprägt sind vom Positivismus der Einzelwissenschaften und den Errungenschaften der Technik des Industriezeitalters.

Das nächste Kapitel beinhaltet ganz speziell den Linguistic turn und Strukturalismus von Wittgenstein I. und II. I. die Einleitung zum linguistic turn den er einleitete und II. zum Übergang zum Strukturalismus und geprägt von Ferdinand De Saussure, Claude Levi-Strauss und Michael Foucault und schliesslich zu drei relevanten Gegenströmungen

10.

**Der Linguistic turn und
Strukturalismus, Witt-
genstein und seine
Nachfolger**

Ludwig Wittgenstein 1889-1951



Ludwig Wittgenstein nimmt in der Philosophie der Gegenwart eine Sonderstellung ein, sofern er zwei verschiedene philosophische Positionen entwickelt hat. In der Zeit des Linguistic turns bemerken wir drei relevante Gegenströmungen (kritische Theorie, Hermeneutik und neue Ontologie), ehe man zur Postmo-

derne und zum Pragmatismus vordringt.

Wir konnten feststellen, wodurch sich die erste Periode Wittgensteins, wie sie der „**Tractatus**“ (1919) vorstellt, auszeichnet: durch Frische und Radikalität im Herangehen an traditionelle Philosopheme und durch eine neue Perspektive auf das Wahrheitsproblem, in der die **Sprache** zum Dreh- und Angelpunkt des Denkens wird.

Das ist in Folge das Wichtige am *Tractatus*, aber auch an den *Philosophischen Untersuchungen* von 1953:

Denn das **Sprachproblem** wird lange Zeit Zentralthema der angelsächsischen und, mit auch der kontinentaleuropäischen Philosophie. Seit dieser *Wende* unterteilt man die analytische Philosophie, also jene Philosophie, die komplexe Ausdrücke in einfachere und fundamentalere aufzulösen versucht, in die **Philosophie der idealen Sprache** (Russell, Wittgenstein im *Tractatus*, Rudolf Car-

nap) und in eine **Philosophie der normalen Sprache** (*ordinary language philosophy* oder *sprachanalytische Philosophie*; Wittgenstein in den *Philosophischen Untersuchungen*, Gilbert Ryle, John Austin.) - Und zwar je nachdem, ob logische Sprachen oder die Umgangssprache die Richtschnur für die Sprachanalyse sind.

Wie kommt es dazu?

Die Frage, welche Bedingungen erfüllt sein müssen, damit eine Behauptung überhaupt sinnvoll ist, führt die Logiker zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf logische Strukturen „**hinter**“ der Umgangssprache. Diese logischen Strukturen sollen in einer Idealsprache gesichtet und zusammengefasst werden. Die Probleme, die sich speziell in der Begründung dieser Idealsprache ergeben (Frege z.B. kämpft mit dem Problem, wie sich das „dritte Reich“ der Gedanken aufzeigen lässt), veranlassen Wittgenstein, der *späteren* Phase, sich auf die Umgangssprache *selbst* zu berufen, um dort die Bedingungen für einen reibungslosen Ablauf sprachlicher und gedanklicher Kommunikation zu suchen. Und eben damit leitet er die allgemeine Hinwendung der Philosophie zur Sprache, die sogenannte sprachliche Wende (den *linguistic turn*) ein.

Wie stellt sich **der Sinn eines Satzes** her? Wittgensteins Antwort lautet im *Tractatus*: (*Wie Eingangs schon bemerkt*) Der Sinn eines Satzes stellt sich dadurch her, dass er etwas abbildet, dessen Sinn er ist. Es besteht also eine Beziehung zwischen Sinn und Sachverhalt oder in Wittgensteins eigenen Worten: 6.124: Die logischen Sätze beschreiben das Gerüst der Welt, oder vielmehr, sie *stellen es dar* (indem sie es abbilden.) Sie „handeln“ von nichts. Sie setzen voraus, dass Namen Bedeutung, und

Elementarsätze Sinn haben: Und dies ist ihre Verbindung mit der Welt. Das aber heisst, dass ein Wort als Bestandteil eines logischen Satzes Repräsentant eines Gegenstandes ist und als solcher verständlich und zu verstehen ist. Hier hakt später Wittgenstein, sich selbst, wie er schreibt, „mit tödlicher Rücksichtslosigkeit“ korrigierend, ein. Ein Wort ist gerade nicht immer als Repräsentant eines Gegenstandes verständlich und zu verstehen, weil es Wörter gibt, die nichts Konkretes repräsentieren. „Denk dir eine Situation“, schreibt Wittgenstein: „in dem einer dem anderen den Befehl gibt, Platten oder Balken zu reichen. Die Verbindung vom Wort „Platte“ zur Platte selbst ist noch durch das Daraufdeuten zu erreichen. Bei anderen Wörtern aber (z.B. „jetzt“ oder „fünf“) ist sie es nicht mehr.“ Deswegen sagt später Wittgenstein: dass nicht die Logik als Symbol- bzw. Repräsentanzsystem das Entscheidende für den Sinn von Sätzen ist, sondern die „Lebensform“, in der wir uns jeweils im Alltag befinden und Sprache verwenden. Der Sinnbegriff hängt also nicht mehr davon ab, ob wir die Sprachformen in einen eindeutigen Zusammenhang zu logischen Konstruktionen bringen können, sondern ob das Gesagte in der jeweiligen Lebensform innerhalb eines bestimmten *Sprechzusammenhangs*, dem „Sprachspiel“, eine Rolle spielt.

Das aber heisst: die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks ist nicht ein „geistiges Objekt“ oder ein geistiger Akt, wie es Frege und Husserl behaupten, sondern lässt sich aus seinem **Gebrauch** heraus verstehen. Der **Gebrauch** eines Wortes in der **Sprache** ist seine **Bedeutung**.

Deshalb ist auch der *logische Atomismus*, wie ihn der junge Wittgenstein im Anschluss an Russell vertreten hatte,

nicht durchzuhalten. Denn die Analyse stösst weder zu letzten Elementarsätzen vor, noch ist der Gesichtspunkt, unter dem sie erfolgt, immer eindeutig. So lässt sich ein Schachbrett z. B. in je 32 weisse und schwarze Felder *aber genau so gut* in Schwarz und Weiss und ein Gittermuster zerlegen. Damit ist das **Exaktheitsideal** und die Forderung nach einer entsprechenden Idealsprache **relativiert hin zur Sprache**, wie sie anhand des **Sprachspiels** gedeutet wird. Das Wort „Sprachspiel“ soll dabei, wie gesagt, bedeuten, dass das *Sprechen* ein Teil einer **Tätigkeit** ist oder ein Teil einer **Lebensform**, deren es mehrere gibt.

Führe dir die Mannigfaltigkeit der Sprachspiele vor Augen: Beschreiben eines Gegenstands nach dem Ansehen, oder nach Messungen - Herstellen eines Gegenstandes nach einer Beschreibung (Zeichnung) - Berichten eines Hergangs - aus einer Sprache in eine andere übersetzen - Bitten, Danken, Fluchen, Grüssen, Beten. Die **Wörter** der Sprache werden dabei durch Regeln festgelegt, wie die Figuren in einem Brettspiel.

Die Frage: **Was ist eigentlich ein Wort?** ist daher analog nach der Frage nach der Bedeutung einer Figur zu stellen: *Beide setzen ein konventionelles Regelsystem voraus.* Dieses Regelsystem ist im Fall der Sprache die Grammatik. - Deswegen schätzte Wittgenstein Lewis Carrolls Bücher, „*Alice im Wunderland* und *Alice hinter den Spiegeln*“. Sie zeigten ihm, wie es mit der Sprache drunter und drüber gehen kann, wenn die Regeln ausser Kraft gesetzt werden. Da die *einmalige* Befolgung der grammatischen Regeln nicht möglich ist, ist die Sprache nie „privat“. Private Empfindungen können daher nicht Teil eines Sprachspiels sein. Sie haben ihre Bedeutung vielmehr nur im

Kontext mit nicht-sprachlichen Äußerungen und dem Verhalten von Sprecher und Umgebung. Wichtigstes Instrument der Sprache ist Ähnlichkeit, Analogie oder Verwandtschaft. Entsprechend weisen die Sprachspiele untereinander Ähnlichkeiten auf. Dadurch aber - und das ist das Entscheidende wird die traditionelle Frage nach dem Wesen der Sprache in der Beschreibung der Verwandtschaft der Sprachspiele aufgelöst. Es gibt Stimmen, die **den späten Wittgenstein** deshalb als „**postmodern**“ bezeichnen. - Warum?

Rekapitulieren wir kurz. Glaubt der junge Wittgenstein noch, dass er durch die logische Sprache zu Gewissheit und Klarheit gelangen könne, so korrigierte später Wittgenstein diese Sichtweise.

Die Bedeutung eines Wortes macht er nunmehr abhängig vom Gebrauch der Sprache. Diese deutet er mit Hilfe des „Sprachspiels“. In einem **Sprachspiel** werden die Wörter durch bestimmte Regeln festgelegt – ähnlich wie die Figuren in einem Schachspiel. Damit ist der Multiperspektivität verschiedener Sprachspiele keine Grenze mehr gesetzt. Die Verbindlichkeit an den Rändern ist nicht mehr garantiert. Die Unschärfe führt zum Spiel in und mit dem Sprachspiel, beliebige Kombinationen von Sprachspielen scheinen unter Verletzung der Spielregeln möglich. Das kann als „postmodern“ bezeichnet werden. Und damit hängt auch zusammen, dass nach Wittgenstein jeder Anspruch der Philosophie, in den Besitz der **absoluten Wahrheit** zu gelangen, purer Unsinn ist, vielmehr ein Beispiel dafür abgibt, wie er sagt, dass die Sprache „im Urlaub“ ist.

Die Philosophie hat vielmehr nur noch die Funktion „im Kampf gegen die Verhexung unseres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache“ – „der Fliege den Ausweg aus

dem Fliegenglas zu zeigen“. Sie ist Diagnose und Therapie zugleich, aber nur Mittel zum Zweck, wie eine Leiter - um das bekannte Bild Wittgenstein zu gebrauchen - die man zum Aufsteigen benützt; „wer oben angekommen ist, braucht sie nicht mehr.“ Diese neue Betrachtungsweise befruchtete nicht nur die Philosophie, sondern auch die Sprachwissenschaften. In den sogenannten **Sprechakttheorien** (begründet von John Austin, 1911-1960) wurde der Gedanke aufgegriffen, dass Sprache nicht nur zur Informationsübertragung dient, sondern **je nach Handlungszusammenhang** die *verschiedenartigsten* Funktionen ausüben kann. So will man z.B. durch ein Versprechen nicht *informieren*, sondern eine **Wirkung** ausüben (oder unterlassen.) Sprechen ist also nicht nur „Abbilden“, sondern auch **Handeln**, und Sprache nicht nur Instrument, sondern Weltverstehens.

Nachdem Wittgenstein an zahlreichen Beispielen versucht hatte, zu zeigen, dass philosophische Probleme häufig durch **Missachtung der Regeln der Alltagssprache** entstehen, konzentrierte sich die Arbeit der Sprachanalytiker auf die **Klärung solcher Missverständnisse**.

Die Philosophie der Mitte des 20. Jahrhunderts wendet sich damit vom „Ich“, dem *Subjekt* oder der *Existenz*, als Ausgangspunkt des Denkens ab und untersucht statt dessen seine wichtigste Äusserungsform: **die Sprache**. Aber nicht *alle* Philosophie seither hat sich, wie Wittgenstein bereits im *Tractatus* programmatisch forderte, in *Sprachkritik* aufgelöst. Im Gegenteil, denn die Widersprüche, die sich aus Wittgensteins Positionen ergaben, waren vielfältiger Natur. Einwände kamen daher von verschiedenen Seiten.

1. Die *Sprachlogiker* vermuteten in der Berufung auf die intakte Umgangssprache eine versteckte Festlegung auf **eine bestimmte Möglichkeit** der Sprachdeutung.
2. Die *Linguisten* qualifizierten die philosophischen Analysen als dilettantisch ab und verliessen sich eher auf die **empirischen Sprachwissenschaften**.
3. Die (negativen) *Dialektiker* vermissten die Möglichkeit der Veränderung der Wirklichkeit durch die Veränderung der Sprache und sahen ein Ungenügen in Wittgensteins Konzept von Philosophie als Diagnose und Sprachtherapie.
4. Und die *Hermeneutiker* schliesslich, **Hans-Georg Gadamer** an vorderster Stelle, bestanden darauf, dass „Sprache“ **ohne Reflexion ihrer Möglichkeiten nicht beschrieben werden kann. Denn in den Beschreibungen und Korrekturen entdecken wir immer nur das/ was wir in einem probe weisen Vorverständnis schon in das Gegebene hineingelegt haben.**

Aufgrund dieser Einwände und in Auseinandersetzung mit ihnen hatte die Metaphysik in der kontinentaleuropäischen Philosophie weiterhin Bestand, insbesondere Form der negativen Dialektik der kritischen Theorie. Die *kritische Theorie* oder **Frankfurter-Schule** entwickelt eine **Ideologiekritik**, die es ermöglichen soll, die Menschen als Produzenten ihrer gesamten historischen Lebensformen verstehbar zu machen. Der Mensch wird selbst als Subjekt seiner Geschichte betrachtet, wird also nicht als rein sprachlich verfasstes, sondern als primär historisches Subjekt verstanden. Der Leitsatz, der sich daraus ergibt, ist entsprechend:

Es muss nicht so sein, die Menschen können das Sein ändern.

Ziel dieser Veränderung ist dabei eine vernünftige Gestalt der Gesellschaft, emanzipiert von Herrschaft und Unterdrückung.

Max Horkheimer (1875-1973) ist der Gründer der *Frankfurter-Schule*. Mit 35 wurde er Leiter des *Instituts für Sozialforschung* in Frankfurt. Zusammen mit seinen Institutskollegen entwickelte eine umfassende Theorie der westlichen Gesellschaft, die sowohl den Faschismus als auch die Rolle des Geldes in der Gesellschaft näher erforschte.

Theodor W. Adorno (1903-1963) schrieb zwischen 1942-1944 zusammen mit Horkheimer das 1947 erschienene Buch „Dialektik der Aufklärung“. Es ist das Hauptwerk der *Frankfurter Schule* und eine der wichtigsten philosophischen Publikationen des 20. Jahrhunderts.

Warum? - Das Buch versucht im Begriff der Aufklärung selbst die Entwicklung hin zur Mythologie aufzuzeigen. Am Ende der Aufklärung steht, den Autoren zufolge, der reine Formalismus der instrumentellen Vernunft. Dieser aber gebiert einen **neuen Mythos**: den Mythos von der totalen Beherrschung von Mensch und Natur durch die instrumentelle Vernunft. In diesem Umschlag, Mythos-Aufklärung und Aufklärungs-Mythos, besteht die „*Dialektik der Aufklärung*“.

Halten wir fest:

Während der Philosophie in früheren Jahrhunderten stillschweigend eine kulturelle Orientierungs- und Grundle-

gungsfunktion zugesprochen worden war, häuften sich seit der Ausbreitung des Positivismus und der soziologisch geprägten Weltanschauungen die Angriffe gegen die *gesamte* Philosophie. Wenn Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften die Welt der Fakten und die menschlichen Handlungsfelder beschreiben und deren Gesetze entdecken, bleibt der Philosophie nur ein unverbindliches Gerede über existentielle, das heisst letztlich intersubjektiv unzugängliche Phänomene: sie wird zum *Kaffeehausklatsch*. Auch der Versuch der analytischen Schulen, der Philosophie wenigstens die logische Klärung (Russell) und die sprachlich korrekte Wiedergabe des Gedachten (Wittgenstein) als eigentliche Aufgabe zuzubilligen, führte nicht weiter und brachte die Philosophie mit der Logik und der Linguistik in Konflikt. Die Geschichte der Philosophie erschien aus dieser Sicht als stetige Abfolge von Loslösungen ursprünglich philosophischer Fragestellungen, die in den Einzelwissenschaften dann endlich ihre sachgerechte Behandlung gefunden haben. „Philosophie als Sprachkritik“ war die letzte dieser Stationen. Gegen diese Deutung haben sich in der Philosophie des 20. Jahrhunderts zwei grundsätzlich verschiedene Denkweisen zur Rechtfertigung der Philosophie herausgebildet.

Die eine in der ***analytischen Philosophie*** selbst und die andere in ihrer Konkurrenzdisziplin, der *philosophischen Hermeneutik*. Die analytische Philosophie sieht in den Grundlagen- und Methodenproblemen der Einzelwissenschaften (*Wissenschaftstheorie als Metatheorie*), in den interdisziplinären und damit auf das Ganze zielenden Fragestellungen (*neue Form der Metaphysik*) und schliesslich in der Begründungsproblematik menschlicher Handlungsbereiche (*Metaethik*) echte philosophische Probleme, die

der Philosophie auch weiterhin ihre Existenzberechtigung geben.

Die **philosophische Hermeneutik** dagegen verweist in ihrer Verteidigung der Philosophie auf die Geschichtlichkeit aller Erkenntnis und ist überzeugt, dass Individualität und Personalität auf einem Phänomenbereich gründen, der den strengen naturwissenschaftlichen Methoden unzugänglich bleibt. Philosophie besteht hier in der immer wieder neuen Reflexion dieser Existenzbedingungen unseres sich ständig wandelnden Daseins. Dabei glaubt man, in der Analyse der Geisteswissenschaften jene entscheidenden geistigen Faktoren dingfest gemacht zu haben und machen zu können, die einer philosophischen Reflexion bedürfen. Diese Überzeugung ist der Ursprung der *wissenschaftstheoretischen Methodenprobleme* von Natur und Geisteswissenschaft (Erklären und Verstehen), das nach wie vor die geistige Landschaft der Gegenwartsphilosophie entscheidend prägt. Auswege werden in der Wende hin zum Pragmatismus gesucht, also in der Hinwendung zur Bewältigung konkreter Probleme unter Absehung letzter Begründungen. Neben der *Sprache* und der Reflexion auf unsere Geschichtlichkeit taucht nun aber gegen Mitte des 20. Jahrhunderts noch ein anderer wahrheitstheoretisch relevanter Begriff auf: die „Struktur“.

Was ist damit gemeint?

Der Begriff entstammt der strukturellen Linguistik von **Ferdinand De Saussure** (1857-1913) und dient dazu, „Sprache“ zu definieren. Danach ist „Sprache“ (frz. *langue*) ein *System* von miteinander in Beziehung stehenden Zeichen. Dieses System existiert aber nur in der Gesamtheit der

Sprachteilnehmer. Als solche Gesamtheit strukturiert es als vorwiegend unbewusste soziale Gegebenheit das konkrete individuelle Sprechen (frz. *parole*.) Aus dem Bezugssystem resultiert die Wertigkeit der sprachlichen Einheiten. Die Sprache hat in diesem Kontext die Funktion, die auf blosser Konvention beruhende Beziehung zwischen Bezeichnendem, der *Lautform*, und Bezeichnetem, dem *Begriff*, zu organisieren. Hier entsteht eine neue Qualität! Denn die Sprache wird funktional betrachtet, als Grösse unabhängig vom konkreten Individuum, das sie spricht, sondern vielmehr als dieses strukturell bestimmend. Und die Sprache wird auch nicht als System von Bedeutungen verstanden, sondern als Muster von Organisation, verstanden als Code. Eben diese Methode, wie die Sprache die Sprechenden in ihren konventionellen Codes strukturiert, überträgt der Ethnologe **Claude Levi-Strauss (1908** geboren) auf sein Fach.

Anhand dieses Instruments versucht er die Zeichen und Klassifikationssysteme der Naturvölker zu erforschen. Er geht dabei davon aus, dass jeder Institution, jedem Brauch oder Mythos eine unbewusste Struktur zugrunde liegt, die es ausfindig zu machen gilt. Denn in ihr offenbart sich die Form der Aktivität des menschlichen Geistes *überhaupt*. So zeigt die strukturelle Analyse, dass das „wilde Denken“ der Naturvölker sowohl zu Abstraktion und logischem Denken als auch zu zweckfreier Erkenntnis drängt. Es strebt eine logische Ordnung der natürlichen und gesellschaftlichen Gegebenheiten an, die sich eng an die konkreten Lebensbedingungen hält und sich daher empirischer Qualitäten bedient.

So begreift Levi-Strauss z.B. den sogenannten Totemismus als ein verbales Klassifikationssystem, das die sozia-

len Verhältnisse in Analogie zur natürlichen Vielfalt der Pflanzen differenziert und ordnet. Der Eingeborene konstruiert also eine kohärente Sicht der Welt, indem er ein sprachlich strukturiertes Gitter zwischen sich und der empirischen Realität aufbaut. Mit seinen ethnologischen Untersuchungen gilt Levi-Strauss als Begründer des Strukturalismus. Von ihm haben auch Philosophen wesentliche Anregungen erfahren.

Eben diese strukturelle Betrachtung des sprachlich artikulierten Zugangs zur Welt untersucht **Michel Foucault (1926-1984)** geistesgeschichtlich in Bezug auf die Entwicklung der abendländischen Zivilisation. Seine Arbeiten zielen auf eine „Archäologie des Wissens“ ab, deren Objekt der *archivierte* „Diskurs“ ist. Dieser ist das, was durch die Unterhaltung der Menschen mit sich selbst in ihrer Geschichte zustande kommt. Was Foucault dabei interessiert, sind die Strukturen dieses Diskurses und die durch ihn etablierten Formen des Wissens und der Macht. Foucault interessiert dabei z.B. konkret die Frage, ob eine Wahrheit unabhängig von der Gesellschaft und ihren Normen gilt. Er beschäftigt sich daher u.a. mit der Geschichte des Wahns und weist ihn bei Propheten nach, denen man früher grossen Respekt zollte, wohingegen der Wahn heute als Wahnsinn eine Krankheit ist, deren „Opfer“ aus der Gesellschaft ausgegrenzt werden. Zur Intention Foucaults vgl. die Kopie aus dem Vorwort zu *Die Ordnung der Dinge*. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, FfM 1991.) Philosophische Spuren zeigt dieser Begriff der Sprache als System von Organisationsmustern und Diskurs sedimentierter gesellschaftlicher Macht auch im Grunddenker der Postmoderne, **Jacques Derrida** (geboren 1930). (Im Pragmatismus und Poststrukturalismus, die Postmoderne mehr zu Derrida.)

Derrida führte den Begriff der „Dekonstruktion“ ein und beschäftigte sich mit dem Hauptwerkzeug des Denkens, der **Sprache** und der **Schrift**. Er zerlegte die Sprache in ihre **Grundelemente** und zeigte, dass die Schrift der **Deutung** freigegeben ist.

Was an dieser Stelle festzuhalten ist, ist Folgendes:

Die Bewegung vom Subjekt zur Sprache bedeutet, was die sehr einflussreiche Entwicklung der französischen Philosophie angeht, auch eine Bewegung hin zur „subjektlosen“. Sprache, der Sprache als **Struktur** und System. - Äusserungen des späten Heidegger klingen an: „Die Sprache ist Herrin über uns.“ Die Sprache wird zum eigentlichen *Metaphysicum* des 20. Jahrhunderts. Eine interessante Entwicklung, bedenkt man, dass der *linguistic turn* ursprünglich damit angetreten war, die metaphysischen Probleme aus der Welt zu schaffen!

Was ist mit den „Megatrends“ des 20. Jahrhunderts: Rationalismus, Realismus und Relativismus? Nun, sie verzahnen sich, wie wir gesehen haben, in der kontinentaleuropäischen und englischsprachigen Philosophie zu einem Konglomerat verschiedenster Strömungen. Sie vereiteln aber nicht, dass es in der klassischen Form der Metaphysik, der Ontologie, Bahnbrecher gibt. In Deutschland **Nicolai Hartmann (1882-1950)** und in Grossbritannien **Alfred North Whitehead (1861-1947)**.

Hartmann beabsichtigt, eine „neue“ Ontologie zu begründen. Grundlegend ist die Abkehr von der subjektivistischen Tradition, die im Erkennen ein Erschaffen des Objekts

sind. Dagegen behauptet er, dass *Erkenntnisakte* transzendent sind. Das heisst: Sie weisen über sich auf einen Gegenstand hinaus. Sowohl Ethik als auch Erkenntnistheorie sind dieser ontologischen Grundeinstellung zugeordnet. Im Rahmen von Kategorialanalysen wird Erkenntnis dabei als Identität von Erkenntnis- und Seinskategorien gefasst. Diese ist allerdings nur teilweise gegeben. Es bleibt in aller Erkenntnis Hartmann zufolge immer ein Überschuss an nicht Erkennbarem.

Die Kategorien, anhand derer Hartmann seine Analysen betreibt, lassen sich in verschiedene Gruppen einteilen:

1. Modalkategorien: Möglichkeit, Wirklichkeit, Notwendigkeit. Sie erlauben die Aufteilung in verschiedenen Seinssphären; z.B. in reales Sein und ideales.
2. Fundamentalkategorien, die für alles Sein gelten, z. B. Prinzip und Konkretum, Struktur und Modus, Form und Materie.
3. Besondere Kategorien wie z. B. die der Physik, Biologie oder Mathematik.

Das Sein ist nun aber nicht nur nach den jeweils geltenden Kategorien, sondern auch innerhalb der einzelnen Seinssphären in Schichten zu teilen. Dabei findet Hartmann Schichtengesetze, wie z. B. jenes, dass die niedrigeren in der höheren Schicht wiederkehren, aber nicht umgekehrt.

Von einem vergleichbaren Impuls getragen, aber in einem ganz anderen Sinn sucht Whitehead in seinem Hauptwerk „*Prozess und Realität*“ von 1929 eine globale Erklärung der Welt. In seinem Versuch einer Kosmologie möchte er das traditionelle philosophische Denken korrigieren: er

lehnt die Aufgabelung (*bifurcation*) von Geist und Materie dabei ebenso ab wie die traditionelle Teilung in Substanz und Akzidenz oder überkommene Zeitvorstellungen. Seine Philosophie soll „ein kohärentes, logisches und notwendiges System von allgemeinen Ideen formulieren, mit deren Hilfe sich jedes Element unserer Erfahrung interpretieren lässt.“ Dazu schafft Whitehead ein kompliziertes Kategoriensystem, das dem Anspruch genügen soll, alles Wirkliche zu erfassen. Wobei „wirklich“ im Sinne seines „ontologischen Prinzips“ nur das „einzelne Konkrete“ ist. Und dieses auch nur als Ereignis im Prozess. Der Prozess ist durch ein Erfassen (*prehension*) charakterisiert. In ihm begegnen sich die aus der Vergangenheit stammenden Bestimmungen des einzelnen Konkreten und die in die Zukunft weisenden Möglichkeiten desselben. Whitehead entwirft damit eine Kosmologie im Anschluss an Einsteins Relativitätstheorie und ist ein ausgesprochen moderner Denker. Er geht von einem neuzeitlich-prozessualen Weltverständnis aus, einer Grundvoraussetzung evolutionären Denkens.

Denn die Welt besteht nicht aus Dingen, sondern aus Ereignissen. Die Ereignisse entsprechen dabei dem Stoff, die Objekte der Form. Jedes Ereignis ist ein Erfassen, ein Abbilden des Universums an sich und zugleich ein Organismus, der in Wechselwirkung mit dem Ganzen steht. Alles steht mit allem in Verbindung, alles bildet eine große Gemeinschaft und lebt, fühlt, nimmt sich wahr. Jedes Ereignis wurzelt im Vergangenen, ist in die Zukunft gerichtet und auf die Gegenwart bezogen. Die Existenz des Geistes ist evident, aber es gibt keine Spaltung in Materie und Geist. Geist und Körper bestehen vielmehr aus Ereignisreihen und das Bewusstsein ist eine Funktion dieser Reihen. Während für Kant die Welt aus dem Subjekt ent-

steht, entsteht für Whitehead das Subjekt aus der Welt und ist daher eigentlich ein „Superjekt“.

Wesentlich für Whiteheads Weltbild ist, dass es zwischen „lebenden“ und „nichtlebenden“ Gesellschaften keine absolute Grenze gibt und dass er im Sinne der Evolutionstheorie auch die Erscheinungen der anorganischen Natur als „Gesellschaften“ betrachtet.

Leben, so schreibt er, ist ein Bemühen um Freiheit.

Damit ist jede Form von **Determinismus** ausgeschlossen. Und die platonische Idee lässt sich als im Verlauf der Evolution im genetischen Code gespeicherte Information zur Selbst- und Arterhaltung verstehen. So schliesst sich der Kreis zwischen Realismus und Idealismus. Der Mathematiker Whitehead darf in dieser Hinsicht als grosser Integrator dessen gelten, was im 20. Jahrhundert auseinander driftet, um schliesslich in der Postmoderne neu konstelligiert wieder zusammenzutreten: die Dynamik eines Perspektivismus und Relativismus und die Konzentration auf die Strukturen des Ganzen, seien sie als Sprache, Schrift oder Diskurs bestimmt.

Fassen wir zusammen. Die Denkimpressionen sollte die Vielfalt der Philosophie des 20. Jahrhunderts zeigen und zugleich deren Grundtendenzen bestätigen. Die wichtigste dieser Tendenzen besteht in der Wende hin zur Sprache, sei es zu einer logischen Idealsprache oder zur Alltagssprache. Und, im Gefolge, in den emanzipatorischen Bewegungen aus anders motivierten philosophischen Traditionen heraus, primär der Hermeneutik, die sich um ein

geschichtliches Verständnis des Menschen und seiner Welt bemühen.

Die Grundtendenz sollte ersichtlich sein: **Sprache** und **Geschichtlichkeit** sind die Grundbegriffe, zwischen denen sich das philosophische Denken des 20. Jahrhunderts in Form von Rationalismus, Relativismus und Realismus aufspannt. Sie werden wegweisend für die Dekonstruktivismen der Postmoderne und die Wende hin zum *Pragmatismus*, wie sie für die Gegenwartsphilosophie kennzeichnend ist.

11.

**Pragmatismus und
Poststrukturalismus. Die
Postmoderne**

Charles Sanders Peirce 1839-1914



Zwei wesentliche Grundströmungen die für das 20. Jahrhundert und unsere Gegenwart wesentlich sind, könne sowohl Peirce als auch Derrida als deren jeweilige Repräsentanten gelten. Sie sind die Stellvertreter zweier wichtiger **Grundstränge** in der Entwicklung der Philosophie seit der Jahrhundertwende bzw.

seit den späten 60-iger Jahren des 20. Jahrhunderts *bis heute*:

der eine vollzieht die Bewegung vom **Subjekt** zur **Sprache** hin zur **Handlung**. Das ist Peirce.

Der andere vollzieht die Bewegung von der **Sprache** hin zur **Schrift**. Das ist Derrida

Peirce ist 1839 geboren und 1914 gestorben. Derrida ist Zeitgenosse, 1930 geboren, arbeitet und lebt, als französischer Beamter in lebenslanger Stellung am *College International de Philosophie* in Paris beschäftigt (dessen Mitbegründer er auch ist), in Kalifornien, Italien und Frankreich. Beide Denker scheinen auf anderen Planeten zu wohnen. Während Peirce seine Position an und in Auseinandersetzung mit den Naturwissenschaften entwickelt, gewinnt Derrida den Boden seiner Theorie in und aus den Geisteswissenschaften heraus, und zwar im Besonderen aus der Beschäftigung mit Literatur.

Zu Peirce dem älteren der beiden.

Charles Sanders Peirce (1839-1914) ist der Begründer des **Pragmatismus**, der Theorie des **Handelns**, und zugleich auch der Begründer der modernen Zeichentheorie, der **Semiotik**. Er ist der bedeutendste Philosoph, den Amerika hervorgebracht hat. Erst seit den sechziger Jahren wird er im deutschsprachigen Raum mit zunehmender Intensität rezipiert. Seine Philosophie des Zeichens und des Handelns vermittelt der **Ethik** des Pragmatismus weltweit neue Impulse, die nach dem Zusammenbruch der Ideologien von besonderer Aktualität sind.

Was ist Pragmatismus? Das Wort leitet sich her von *pragma*: gr. „Tat“.

Dem Pragmatismus eigen ist, dass er versucht Theorie und Praxis sowie Erkenntnis und Interesse miteinander zu vermitteln. Er gleicht hierin dem Existentialismus. Aber er reagiert sehr spezifisch auf die durch die moderne Wissenschaft geschaffene Situation. Das zeigt sich deutlich in den „Geburtsurkunden“ des Pragmatismus, den bei den Aufsätzen: a) *The Fixation of Belief* und b) *How to make our ideas clear*. Im ersten Aufsatz entwickelt Peirce seine pragmatische Auffassung von der wissenschaftlichen **Methode**. Im zweiten seine pragmatische **Sinnkritik im Sinne der Semiotik**. Mit seiner pragmatischen Auffassung der Methode vertritt Peirce ein **dynamisches Modell** von Forschung in Auseinandersetzung mit den empirischen Wissenschaften (Peirce selbst war Chemiker und Geodät.) Er versucht die wissenschaftliche Forschung als **intersubjektiven Prozess** zu rekonstruieren. In diesem Prozess findet die **objektive** Bewährung unserer Theorien über die

Welt statt. Das heisst: Die wissenschaftliche Sprachgemeinschaft muss sich immer wieder darüber einigen, was als „wahr“ angenommen werden soll. Allerdings findet das nicht willkürlich und rein konsensuell statt, sondern richtet sich nach dem, **was sich bewährt**. Und das, was sich bewährt, ist nur im gemeinsam interpretierten Handeln erfahrbar. - In diesem Sinne kennt der Pragmatismus keinen objektiven Wahrheitsbegriff mehr. „Realität“ ist kein an-sich, sondern ein für-uns im Handeln. Peirce gibt den empiristischen, subjektivistischen oder kollektivistischen Wahrheitsbegriff zugunsten eines **pragmatischen** auf.

Wie kommt es genau dazu?

Ausgangspunkt ist die einfache Feststellung, dass **Meinungen** unser Handeln bestimmen. Die Frage, die Peirce beschäftigt ist, wie wir zu unseren Meinungen kommen. Und darüber hinaus: Wie wir dazu kommen, eine Aussage für wahr zu halten. Mit anderen Worten, wodurch in uns der Zustand des Zweifels durch den Zustand des Führ-Wahr-Haltens (= *belief*) abgelöst wird.

Um das feststellen zu können, untersucht Peirce verschiedene Methoden der Meinungsbildung. Dadurch kommt er zur Methode der *Wissenschaft*, deren Prinzipien, wie er feststellt, **die intersubjektive Überprüfbarkeit, die Revidierbarkeit** und die Vorläufigkeit **aller Ergebnisse** sind. Die wissenschaftliche Methode, die Peirce auch die „experimentelle“ nennt, ist ihm zufolge die einzige, die zu einer vernünftig begründbaren, allgemein kontrollierbaren und aus der Sache heraus erwiesenen Zu- und Übereinstimmung führt. Wir besitzen demnach einen klaren Begriff der Sache, wenn wir **die Wirkungen** dieser Sache kennen. Wir erkennen die Sache an ihren Wirkungen, das heisst

an ihrer praktischen Relevanz. Die wahrnehmbaren Wirkungen aber - und hier wird Peirces *Semiotik* relevant - sind die Zeichen, an denen die Sache erkannt wird. Peirces *Pragmatische Maxime*, die diese Annahmen zum Ausdruck bringt, lautet daher wörtlich zitiert:

„Überlege, welche Wirkungen, die denkbarerweise praktischen Bezüge haben könnten, die wir dem Gegenstand unseres Begriffs in Gedanken zukommen lassen. Dann ist unser Begriff dieser Wirkungen das Ganze unseres Begriffs des Gegenstandes.“ (*Collected Papers* 5.402)

Diese Maxime klingt zunächst sehr kompliziert und wurde und wird auf sehr verschiedene Weise interpretiert. Sie führt zu einer semiotischen, einer zeichentheoretischen Erkenntnistheorie und lässt sich am besten von dieser her erläutern.

Rekapitulieren wir aber kurz: „Fürwahrhalten ist das, aufgrund dessen ein Mensch zu handeln bereit ist“, hatte der „Grossvater des Pragmatismus“, Nicholas St. John Green (Jurist, Bentham-Schüler und Mitglied in dem von Peirce und William James gegründeten *Metaphysical Club*) gesagt.

Peirce zeigt nun, wie dieses Für-wahr-Halten sich auf seine Wahrheit hin überprüfen lässt, indem er von den Wirkungen auf die Sache schliesst. Oder anders formuliert: Peirce behauptet, dass die *Relevanz in der wissenschaftlichen, Praxis* eines Gedankens, seine *Wirkung*, der Gedanke selbst ist, sofern er als Zeichen eines Objektes in der Realität interpretiert werden kann. Der Begriff des Zeichens spielt nun hier also eine entscheidende Rolle, weil wir diese **Überprüfung** unseres Für-Wahr-Haltens nur anhand eines Zeichens ausführen können: Und dieses Zeichen wird definiert als eine **wahrnehmbare Wirkung in der Praxis**. Denn nach Peirce

in der Praxis. Denn nach Peirce haben wir kein Vermögen der Introspektion, sondern alle Kenntnis der inneren Welt ist durch **hypothetisches Schlussfolgern** aus **unserer Kenntnis äußerer Faktoren abgeleitet.**

Da darüber hinaus jede Erkenntnis von vorhergehenden Erkenntnissen logisch bestimmt wird, und wir kein Vermögen, ohne Zeichen zu denken haben, muss es für alles Zeichen geben. Das aber heisst: wir haben auch keinen Begriff von einem absolut Unerkennbaren.

Das heisst kurz gesagt in Peirce Worten:

„Alles Denken geschieht in Zeichen.“ Und: „Jeder Gedanke ist ein Zeichen.“ (CP 5.253)

Was aber ist ein Zeichen und was ist das Besondere an dieser Aussage? Um das zu beantworten, muss ich kurz ausholen. Um welches Problem geht es im Grunde?

Um das Problem der Realität. Um das Problem der Realität, wie es dem Konflikt zweier Bewusstseinszustände entspringt. *Erstens* dem **alltäglichen Bewusstsein** von der Welt, in der wir leben, und *zweitens* dem **reflexiven Bewusstsein**. Für das alltägliche Bewusstsein existiert das Objekt der Erfahrung jenseits des Bewusstseins, für das reflexive Bewusstsein ist das Objekt der Erfahrung nicht möglich ohne die Tätigkeit des Bewusstseins, und insofern ist für das reflexive Bewusstsein das Objekt ein Produkt des Bewusstseins. Die reflexive Einstellung beruht auf dem Gedanken, dass es einen Unterschied gibt zwischen der Instanz, die das Reale erfasst und dem, was als Reales erfasst wird.

Für den Realismus ist das Bewusstsein des Gegenstandes eine Weise des Selbstbewusstseins, die die Existenz

von Gegenständen voraussetzt. Für den Idealismus ist das Bewusstsein des Gegenstandes eine Weise des Selbstbewusstseins (oder der Idee) und nichts sonst. Der Unterschied bei der Positionen läuft auf die Frage hinaus, ob Wissen, das das Subjekt von sich selbst hat, alles mögliche Wissen enthält (Idealismus), oder ob das Wissen mitverursacht wird durch etwas ausserhalb seiner selbst (Realismus). Gibt es einen zweifelsfreien Begriff der Realität, der des Empirismus der sogenannten positiven Tatsachen, überhaupt?

Diese Frage stellt sich seit Kant neu: „Unter welchen Bedingungen können wir die Existenz realer, Gegenstände für gesichert halten“? Das aber heisst: Wird die **Einheit** des gewussten Gegenstandes von der **Erkenntnis** oder vom Gegenstand *selbst* bewirkt?

Der Idealismus sagt nun zu Recht: Eine Reflexion auf das Sein des Realen **unabhängig** von einer Reflexion auf das Reflexion möglich ist nicht Sein der Reflexion möglich. In der Sprache der **Logik** formuliert bedeutet das: dass eine Aussage über Eigenschaften, über die Beschaffenheit des Realen also, nicht möglich ist, ohne dass die Bedingungen bereits als akzeptiert gelten, die an eine solche Aussage gestellt werden müssen. Dass aber eine Aussage über die Natur des Realen wohl zu unterscheiden ist, von dem, worüber die Aussage eine Aussage ist, steht ausser Frage und ist ein Punkt auf das Konto des Realismus. Dieser Unterschied ist für jeden, erfahrbar als der Widerstand der Dinge im praktischen Lebensvollzug.

Peirce nun hat den entscheidenden Schritt dazu getan, diese bei den Resultate auf eine neue Argumentationsbasis zu stellen. Die Alternative von Idealismus und Realismus wird von Peirce aufgrund seiner Annahme, *dass alles Denken in Zeichen geschieht*, als falsche Alternative

durchschaut. Seine Theorie der Realität der Zeichen ist darin neu, dass sie das Problem der Realität nicht mehr als Problem des Überganges von einem Gegenstandsbe- reich zu einem anderen, von der Sphäre des Subjekts zur Sphäre des Objekts, betrachtet, sondern dass sie den Er- kenntnisprozess als eine Relation zwischen Wissendem und Gewusstem, Erkennendem und Erkanntem interpre- tiert und die formale Struktur dieser Relation erforscht.

Dafür stützt Peirce sich auf die Logik der Relationen. Das heisst: Wenn „Wissen“ als eine Relation zwischen dem Wissenden und dem Gewussten interpretiert wird, dann kann jedes der beiden Elemente dieser Relation nur im Zusammenhang mit einer Definition des jeweils anderen Elementes dieser Relation erklärt werden. Wir sind nur mit Gedanken vertraut, die durch Zeichen vermittelt sind. Denken kann nur durch äußere Tatsachen erkannt wer- den. Gedankenzeichen können nun aber Peirce zufolge nicht einzeln vorkommen, sondern beziehen sich aufein- ander: Jeder Gedanke folgt auf einen anderen Gedanken und geht einem anderen vorher. Daher gibt es keine abso- lut erste Erkenntnis eines Gegenstandes, unsere Erkennt- nis ist vielmehr in einem **kontinuierlichen Prozess**. Und dieser Prozess ist ein Prozess **“gültiger Schlussfolge- rung.”**

Das Zeichen ist dabei eine **dreistellige Relation**, das heisst es hat drei Bezüge:

1. ist es ein Zeichen in Relation **zu** einem Gedanken, der es interpretiert.
2. ist es ein Zeichen **für** ein Objekt, für das es in je- nem Gedanken äquivalent steht, und

3. ist es ein Zeichen **in** einer Hinsicht oder Qualität, die es mit seinem Objekt in Verbindung bringt.

Durch diese dreifache Struktur ist es unmöglich, das Zeichen als zweistellige Relation zwischen einem denkenden Verstand und einem gedachten oder gewussten Objekt zu beschreiben, die Alternative von Idealismus und Realismus entfällt.

Das Gedankenzeichen steht vielmehr für **den Gegenstand ausserhalb** unserer selbst, wenn der Gegenstand, um den es geht, real ist; aber das Gedankenzeichen steht für seinen Gegenstand nur in der Hinsicht, in der es gedacht wird, das heisst diese Hinsicht ist das unmittelbare Objekt des Bewusstseins in dem Gedanken, oder, mit anderen Worten, es ist der Gedanke selbst oder zumindest das, als was man den Gedanken in dem folgenden Gedanken, für den es ein Zeichen ist, denkt. Eine Realität, für die es keine Zeichenrepräsentation gibt, ist für den Menschen keine Realität. Dieser Begriff der Realität wurzelt in der Idee einer Forschergemeinschaft, deren Kooperation die Garantie dafür ist, dass das, was als real bestimmt wird, unabhängig von den Launen des Einzelnen ist. Das ist eine semiotische Theorie der Erkenntnis. Gedanken sind Zeichen und Denken ist ein Zeichenprozess.

Die Einheit des Denkens (das Selbstbewusstsein, die Subjektivität) tritt hier auf als Begriff der Konsistenz des Zeichens. Das heisst: Ein *Mehr* an Information ist gleichbedeutend mit einer Bedeutungserweiterung der Zeichen bzw. Wörter.

„Bedeutet Elektrizität nicht heute mehr als in den Tagen Franklins?“, fragt Peirce. Und folgert daraus: Der Mensch

macht das Wort, und das Wort bedeutet nichts, was der Mensch es nicht bedeuten lässt (...).

Aber da der Mensch nur mit Hilfe von Wörtern oder anderen äußeren Symbolen denken kann, könnten diese umgekehrt sagen: Du meinst nichts, was wir dich nicht gelehrt haben, und also nur insoweit etwas, wie du dich an irgendein Wort als den Interpretanten deines Gedankens wendest. In der Tat erziehen sich daher Menschen und Wörter wechselseitig, jedes Anwachsen der Information eines Menschen impliziert und wird impliziert durch ein entsprechendes Anwachsen der Information eines Wortes (CP 5.313).

Daraus aber folgt für Peirce die Identität von Mensch und äußerem Zeichen. Die Identität eines Menschen ist daher nichts anderes als die Konsistenz seines Denkens und Handelns. Diese Konstitution des Realen ist dabei immer schon geleistet durch die intersubjektive Interaktion der Gemeinschaft der Menschen, die die Zeichen produziert, und, umgekehrt, durch die Zeichen produziert wird. Peirce Pragmatismus ist also eine spezielle Form der Synthese von Realismus und Idealismus. Er vertritt den Standpunkt, dass Dinge erkennbar sind und dass unsere Gedanken, wenn sie wahr sind, der Realität konform sind.

Das aber heisst: Wir können nicht denken, was wir wollen, wenn wir *Wahres* denken wollen. Denn etwas existiert, wovon unsere Aussagen abhängen, und dieses ist unabhängig von unserem Denken. Erkenntnistheoretischer Idealismus ist für Peirce nur *eine* Darstellungsform der Grundtatsache menschlicher Existenz, dass wir Dinge erkennen und dass wir sie wissen können. Und weil ein Gedanke immer nur einen anderen Gedanken repräsentiert, hat Realität für uns den Status des **Gedankens**. Realität ist immer *gedachte* Realität. **Wissen** des Realen ist mög-

lich, aber der Gegenstand oder Inhalt des Wissens hat die Form unseres Verstehens. Realismus und Idealismus sind komplementär, indem der **Realismus** die Objektivität unserer Erkenntnis, der **Idealismus** die Beziehung zwischen dem Objekt und unserer Subjektivität betont.

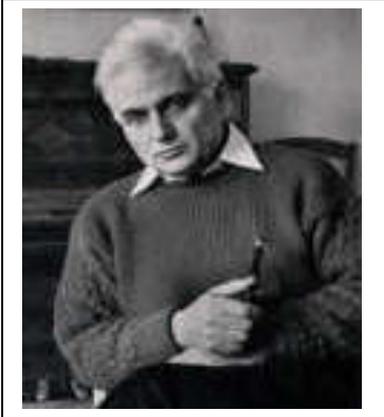
„Wahr“ ist eine Erkenntnis dann, wenn sie der Erfahrung **Kohärenz** verleiht, so dass die Annahme der Existenz eines realen Objektes die Erfahrung erklärt. Oder anders ausgedrückt: mit ihr übereinstimmt. Der Begriff eines Objekts ist also das Ergebnis einer **Schlussfolgerung**. Die **Realitäten**, von denen unsere *Sinnesempfindungen* nur eine bestimmte Art von **Zeichen** sind, sind nicht die prinzipiell unerkennbaren **Ursachen** der Sinnesempfindungen, sondern die **Produkte** kognitiver, von den Sinnesempfindungen ausgelöster Handlungen.

Pragmatismus in diesem Umfeld heisst:
Die „Bedeutung“ ist der Begriff der **Wirkungen**.

Peirce Lehren lassen sich nun in wenigen Sätzen zusammenfassen. Die Frage nach der Gültigkeit der Erkenntnis ist eine naturwissenschaftliche Frage und kann auf induktivem Weg erörtert und gelöst werden. Jede experimentelle Verifizierung setzt den Glauben sowohl an die Möglichkeit einer Übereinstimmung zwischen den Forschern voraus als auch an die wahrheitskonstituierende Funktion der Allgemeinbegriffe. Die Naturwissenschaft muss durch eine Erneuerung des Realismus seitens der mathematischen Logik von nominalistischen, individualistischen und materialistischen Bestandteilen befreit werden. Philosophie und Mathematik müssen eine praktische Form finden, die Realität aufzuzeigen. Spezifisch amerikanisch ist der Pragmatismus, weil er damit der Weltbewältigung den Vorrang vor

der Weltanschauung gibt, der Erfahrung vor der Spekulation und der Person vor den Umständen, dem System oder der Materie. Pragmatismus erweist sich als eine Art von modernem Idealismus und kritischem Rationalismus zugleich.

Jacques Derrida 1930-



Derrida gehört zum Poststrukturalismus. Seine Hauptmethode ist die der Dekonstruktion. Deshalb wird der Poststrukturalismus auch Dekonstruktivismus genannt. Was bedeutet das „Post“ vor dem Strukturalismus? Denken wir an den Strukturalismus selber. Der Strukturalismus behauptet, dass es objektive Strukturen gibt, die

sich wissenschaftlich erforschen lassen. Diese objektiven Strukturen sind nicht dinglich, sondern in Zeichen, und zwar zunächst in **sprachlichen** Zeichen, niedergelegt. Die **Bedeutung** dieser sprachlichen Zeichen liegt dabei nicht in ihrer Referenz auf ein Objektives oder Ideales (wie noch bei Frege), sondern in deren **Zusammenhang**. Jedes Zeichen weist auf ein anderes Zeichen in dessen Kontext es „Sinn“ im Sinne von „Bedeutung“ gewinnt.

In diesen Zeichenzusammenhängen gibt es immer einen ganz bestimmten Sinn, den es herauszufinden gilt. So sucht der Ethnologe Levi-Strauss nach dem bestimmten Sinn eines Zeichensystems einer Gesellschaft, das z.B. die Regelung des Tausches betrifft.

Derrida bestreitet nun, dass es bestimmten Zeichenzusammenhängen einen bestimmten Sinn zu entnehmen gibt. Das einzige, was es gibt, sind die **Differenzen** der Zeichen untereinander und dadurch ihr immer wieder neu

sich konstellierender und dadurch **unabschliessbarer** „Sinn“. In Konsequenz ist Derridas Position, der Poststrukturalismus, durch die folgenden Begriffe charakterisiert: Er vertritt die Unbestimmtheit, Fragmentierung, Entkanonisierung, den Ichverlust, die Unrepräsentierbarkeit, die Ironie und das Spiel, die Immanenz und Intertextualität des Lebens.

Worauf zielen diese Begriff aber alle ab?

Nun, der **Poststrukturalismus** zielt auf **Negativität** ab. Denn nur die Negativität kann diese Begriffe allererst ermöglichen. Da die **Postmoderne**, die mit den oben genannten Begriffen eng assoziiert ist, primär auf die **gleichberechtigte** Setzung des Vielen abzielt, muss der Poststrukturalismus daher als deren Voraussetzung gelten. Denn die Setzung des Vielen ist nur möglich, wenn das Bestehende in seiner Einheit und Unteilbarkeit „dekonstruiert“ worden ist. Derrida schafft also mit seiner Methode der Dekonstruktion des Bestehenden erst den Raum für die Setzung des Vielen. Der Poststrukturalismus ist insofern die Bedingung der Postmoderne und hat damit auch an ihr Teil.

Soviel zur Klärung der „Poststrukturalismus“ und „Postmoderne“.

Gehen wir nun weiter und fragen: *Worum geht es Derrida eigentlich?* Warum dekonstruiert er im Namen seiner **Theorie der Schrift** den kanonisch erschlossenen Sinn von Texten? Es geht ihm in seiner Theorie der Schrift um nichts weniger als um eine **radikale Kritik der Metaphysik**. Es geht ihm also nicht um eine grossangelegte Philo-

sophie der Schrift, des viel geschichteten Textes oder des mannigfach strukturierten Zeichengebildes. Schrift und Text stehen zwar im Vordergrund, aber nicht als theoriefähige Phänomene, sondern als etwas, dass sich durch **Unbestimmtheit** auszeichnet. Derridas Theorie der Schrift resultiert aus der Überlegung, dass im bisherigen Denken, **der Stimme** (*phone*) eine höhere Wertigkeit gegeben worden sei als **der Schrift** (*gramma.*) Zuerst war das gesprochene Wort. Die Schrift wird dadurch zu einer zweitrangigen und instrumentalen Funktion. Dagegen wehrt sich Derrida. Denn der Primat der Stimme hatte weitreichende Folgen für die Metaphysik: Durch diesen Primat ist sie eine Metaphysik des Wortes und der Präsenz geworden. Denn die Konzeption des „Sich-im-Sprechen-Vernehmens“ durch die Lautsubstanz hindurch, habe im Westen die gesamte Idee der Welt mit ihren Unterscheidungen von Weltlichem und Nicht-Weltlichem, Draussen und Drinnen, Idealität und Nicht-Idealität geprägt. Der **derivative** Charakter der Schrift aus dem (gesprochenen und gehörten) Wort führt also dazu, dass die westliche Philosophie ein **Logozentrismus** ist und damit zugleich ein **Phonozentrismus**. Der Weg von der Sprache zur Schrift ist damit einer der **Hierarchisierung**. Stimme und Sein kommen vor der Materialität der Schrift als sinnliche Seite des Zeichens. Diese Hierarchie will Derrida dekonstruieren, um den Sinn selbst von Sein zu dekonstruieren. Denn die Schrift ist **willkürlich** und das heisst z.B., dass die Bezeichnung „Baum“, „tree“, „arbre“ etc. nicht aus einem „Seinsgrund“ hervowachsen, sondern im gegebenen System der Sprache willkürlich sind und nur innerhalb dieses Systems Bedeutungscharakter haben. Darüber hinaus ist die Schrift aber auch differenziell.

Das heisst, dass die Zeichen der Sprache **keine autonomen Einheiten** in sich selbst sind, sondern Elemente eines Systems. Als solche bestimmen sie sich aber nicht positiv dadurch, was sie selbst sind, sondern negativ durch ihre Unterschiede von den anderen Elementen des Systems: Sie sind das, was die anderen nicht sind. In dieser Hinsicht ist „Sprache“ **kein System von Identitäten, sondern von Differenzen.**

Das aber heisst: Die Bedeutung eines Zeichens kann nie festgeschrieben werden, weil sie im Unterschied der Zeichen voneinander wie - dadurch auch - im Aufschieben eines Sinnes für ein einzelnes Zeichen liegt. Anwesend in einem Zeichen ist seine Differenz zu anderen Zeichen, aber nur als unabschliessbarer Prozess, der niemals aufzuhalten ist. Denn die Verschiedenheit eines Zeichens von einem anderen ist nicht zu begrenzen, da jedes andere Zeichen erneut von anderen **Zeichen *ad infinitum*** unterschieden ist. Damit verschiebt sich zugleich auch die Sinn-erzeugung *ad infinitum*.

Was Derrida damit auf eine neue Weise erklären kann, ist z.B. der Umstand, dass dieselben Texte immer wieder neue Deutungen aus sich zu entlassen scheinen. Das liegt seines Erachtens nun eben nicht am individuellen Zugang der historisch situierten Subjekte (so wie es die philosophische Hermeneutik denkt), sondern an der Struktur der Zeichen *selbst*. Derrida geht es also um Differenz in der Sprache, die Sinn (fast) unmöglich macht. Diese Differenz schlägt sich in der „Supplementarität“ des Zeichens nieder, darin dass dieses immer mehr bedeutet als das zu Bedeutende, und somit **bestimmte** Bedeutung als **feste Struktur negiert**. Das gilt schon für ein einzelnes Wort, lässt sich Derrida zufolge aber auch auf ganze Bücher, bis hin zum Kanon der westlichen Literatur und Philosophie

weiterführen. Die Nichtbegrenzbarkeit der Bedeutung eines Textes führt Derrida schliesslich dazu, ein Textgefüge als **Einheit** selbst in Frage zu stellen und zu entgrenzen.

Wo fängt ein Buch an, und wo hört es auf?

Diese Frage lässt sich ihm zufolge nur noch so beantworten: Jede Äusserung ist schon Zitat und damit etwas, das aus einem Kontext herausgenommen und in einen neuen, nicht abschließend bestimmbareren Kontext hineingebracht wurde. Damit haben wir nur verschiedene, gleichwertige **Interpretationen** und sind bei Nietzsche angelangt, der immer wieder als „Drehscheibe in die Postmoderne“ bezeichnet worden ist. Denn Nietzsche kritisiert an der Metaphysik ebenfalls die Begriffe des Seins und des Wahren und ersetzt sie durch die Begriffe des Spiels, der Interpretation und des Zeichens, wobei ein Primat der aktiven Interpretation über das Zeichen herrscht. Denn in gegenseitiger Durchdringung von Interpretationsweisen, das heisst in bewusster Auswechslung von Perspektiven wird das Zeichen jeweils gelesen. Und zwar unter der Perspektive, dass die Annahme **einer** Welt, „welche im menschlichen Denken, in menschlichen Wertbegriffen ihr **Äquivalent** und Mass haben soll, einer Welt der **Wahrheit**, der man mit Hülfe unserer viereckigen kleinen Menschenvernunft **letztgültig** beizukommen vermöchte“ (*Kritische Studien-Ausgabe*, Bd. III, S. 265), für Nietzsche zum mindesten „Plumpheit und Naivität“ (ebd.) ist, wenn nicht gar eine „Geisteskrankheit« oder Idiotismus“ (ebd.).

Warum:

Weil eine solche Welt vielmehr kein Tatbestand ist, sondern eine **Ausdichtung** und **Rundung** über einer *mageren Summe von Beobachtungen*; sie ist „im Flusse“, als etwas Werdendes, als eine sich immer neu verschiebende

Falschheit, die sich niemals der Wahrheit nähert: denn - es gibt keine „Wahrheit“ (KSA XII, 114. Der Impuls, die Metaphysik zu *dekonstruieren*, ihr Begriffe wie Interpretation, Spiel, Differenz entgegenzuhalten, muss als **Freiheitsimpuls** gedeutet werden. Gegen die Festlegung eines bestimmten Sinnes, einer apodiktisch verkündeten Wahrheit wird opponiert. Nietzsche wie Derrida sind darin dem Projekt der Aufklärung verpflichtet, indem sie diese **über** sich selbst, ihren Ausgangspunkt, die Subjektivität, aufklären. Mit den Mitteln der Semiotik und, nicht zuletzt, der Psychologie. Was ist nun das Resultat, wie lässt sich eine Diagnose der bei den Grundströmungen, des Pragmatismus und des Poststrukturalismus, *für heute* stellen?

Fassen wir zunächst zusammen: Unverkennbar ist die Zunahme der an der Technik orientierten oder auf die Technik reflektierenden Philosophie im 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts, das ausser der Wirtschaftsphilosophie auch eine Philosophie der Technik dem Spektrum philosophischer Disziplinen hinzufügt. Neuerdings gibt es eine Philosophie des Sports, und eine Philosophie der Verwaltung zeichnet sich ab. Es findet eine Abkehr von den Ismen und eine Hinwendung zu Gegenständen und Lebensbereichen statt: der kritische Realismus im Sinne eines pragmatischen Zugangs zu den verschiedenen Gegenstandsbereichen erlebt eine Blüte. Diese aber ist ebenso wohl ermöglicht durch die Strömung, die sich einer schnellen Anwendbarkeit und Übersetzbarkeit aufgrund der Komplexität sich immer neu generierender Verweisungszusammenhänge verwahrt: den Poststrukturalismus.

Daher und dadurch bedeutet Philosophie im **globalen Zeitalter** auch die Öffnung der modernen Philosophie für

das Gedankengut fremder Kulturen. Das darf als ein weltumspannender, irreversibler Prozess gelten. Die Philosophie hört auf, Privileg einiger „auserwählter“ Völker zu sein, was dadurch bedingt ist, dass die Führung in Wirtschaft, Technik und Wissenschaft nicht mehr allein von Europa oder Amerika gehalten wird. Lateinamerika und Afrika emanzipieren sich und zeigen deutliche Impulse einer „Philosophie der dritten Welt“; Zentralasien und Indonesien werden philosophisch erschlossen. Die Zeit, da einige wenige Länder, Schulen oder Denker bestimmten, was als Philosophie zu gelten habe, ist vorbei. Am Beginn des dritten Jahrtausends, nach dem Übergang von der Industrie- zur Informationsgesellschaft, im Zeitalter weltumspannender Kommunikation und globaler Verflechtung von Wirtschaft, Politik, Gesellschaft und Kultur ist deshalb auch die Philosophie zur Gewinnung eines expliziten neuen Selbstverständnisses herausgefordert.

Bibliographie

- **Georgi Schifkoff:** Philosophisches Wörterbuch, Kröner Verlag, Stuttgart 1991.
- **Hirschberger, J.:** *Geschichte der Philosophie*, 2 Bände, Freiburg, Basel, Wien 1988.
- **Sandvoss, E. R.:** *Geschichte der Philosophie*, 2 Bände, München 1989.
- **Speck, J. (Hrsg.):** *Die Grundprobleme der grossen Philosophen*, 9 Bände, Göttingen 1972 ff.
- **Störig, H. J.:** *Kleine Weltgeschichte der Philosophie*, Frankfurt (verschiedene Ausgaben und Auflagen).
- **Ueberweg F.:** *Grundriss der Geschichte der Philosophie*, 5 Bände, 1953. Neue Ausgabe: Grundriss der Geschichte der Philosophie, begründet v. F. Ueberweg. Bisher erschienen: Flashar, H. (Hrsg.): *Die Philosophie der Antike*, Bd. 3, Basel, Stuttgart 1983.
- **J.B. Metzler:** Philosophen Lexikon. Von den Vorsokratikern bis zu den Neuen Philosophen. Stuttgart, Metzler-Verlag 1989
- **Heraklit/Parmenides:** *Die Fragmente der Vorsokratiker*, 3 Bände, griechisch-deutsch, hrsg. v. H. Diels und W. Kranz, Dublin, Zürich 1985. *Die Vorsokratiker*, hrsg. v. W. Capelle, Stuttgart 1973.
- **Platon:** *Sämtliche Werke in 10 Bänden*, nach der Übersetzung F. Schleiermachers, Frankfurt a. Main 1991.
- **Aristoteles:** *Werke in dt. Übersetzung*, begr. E. Grumach hrsg. v. H. Flashar, Berlin 1956. - Einzelausgaben in der „Philosophischen Bibliothek“, Meiner, Hamburg und in der „Bibliothek der Alten Welt“, Artemis, Zürich.
- **Plotin:** *Plotins Schriften*, griechisch-deutsch, 6 Bände, übersetzt v. R. Harder, Hamburg 1956 -1971 (daraus auch

einzelne Studienausgaben). *Ausgewählte Schriften*, hrsg. v. W. Marg, Stuttgart 1973.

- **Aurelius Augustinus**: *Deutsche Augustinusausgabe*, hrsg. v. C.J. Perl, Paderborn 1940 ff. - *Bekenntnisse*, eingeleitet und übersetzt v. W. Thimme, Zürich, München 1982. - *Selbstgespräche über Gott und die Unsterblichkeit der Seele*, lat.-dt. Übersetzung v. H. Müller, Zürich 1986. - *Vom Gottesstaat*, 2 Bände, übersetzt v. W. Thimme, Zürich, München 1978.

- **Anselm v. Canterbury**: *Monologion*, lat.-dt., hrsg. v. F.S. Schmitt, Stuttgart 1964. - *Proslogion*, lat.-dt., hrsg. v. F.S. Schmitt, Stuttgart 1984. - *De veritate. Ober die Wahrheit*, lat.-dt., hrsg. v. F.S. Schmitt, Stuttgart 1966.

- **Thomas v. Aquin**: *Die dt. Thomas-Ausgabe*. Dt.-lat. Ausgabe der Summa theologiae, Heidelberg 1933 ff. - *Summe gegen die Heiden*, 4 Bände, lat.-dt., hrsg. und übersetzt v. K. Albert und P. Engelhardt, Darmstadt 1974 ff. - *Über das Sein und das Wesen*, lat.-dt. Übersetzung v. R. Allers, Darmstadt 1989. *Untersuchungen über die Wahrheit*, übertragen v. E. Stein, Löwen, Freiburg 1964.

- **Nikolaus v. Kues (Cusanus)**: *Schriften des Nikolaus von Cues in dt. Übersetzung*, hrsg. v. E. Hoffmann u.a., Leipzig, Hamburg 1936 ff. - *Die belehrte Unwissenheit (De docta ignorantia)*, 3 Bände, lat.-dt., hrsg. und übersetzt v. P. Wilpert und H. G. Senger, Hamburg 1977. - Weitere lat.-dt. Parabelausgaben in der „Philosophischen Bibliothek“, Hamburg.

- **Giordano Bruno**: *Von der Ursache, dem Prinzip und dem Einen*, hrsg. v. P. R. Blum, Hamburg 1982. - *Zwiegespräche vom unendlichen All und den Welten*, hrsg. v. L. Kühlenbeck, Darmstadt 1973. *Das Aschermittwochsmahl*, übersetzt v. F. Fe Fellmann, Frankfurt 1981. - Von den he-

roischen *Leidenschaften*, hrsg. v. Ch. Bachmeister, Hamburg 1989.

- **Francis Bacon**: *Neues Organon*, lat.-dt., hrsg. v. W. Krohn, Hamburg 1990.

- **Rene Descartes**: *Discours de la Methode*, frz.-dt., hrsg. v. L. Gäbe, Hamburg 1990. - *Meditationes de prima philosophia*, lat.-dt., hrsg. v. A. Buchenau und L. Gäbe, Hamburg 1977.

- **John Locke**: *Über den menschlichen Verstand (An essay concerning human understanding)*, Hamburg: Meiner 1976. .

- **Gottfried Wilhelm Leibniz**: *Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie*, Bd. 1 (darin: *Zur Monadenlehre*) und 2 (darin: *Die Monadologie*), Hamburg: Meiner 1966. - *Die Theodizee*, Hamburg: Meiner 1968.

- **Baruch de Spinoza**: *Die Ethik nach geometrischer Methode dargestellt*, Hamburg: Meiner 1989 (Bd. 92).

- **Immanuel Kant**: *Kritik der reinen Vernunft*, Hamburg: Meiner 1976. *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, Meiner 1966.

- **Jean-Jacques Rousseau**: *Emile oder Über die Erziehung*, übersetzt von L. Schmidts, Paderborn 1987. *Die Bekenntnisse*, München 1981.

- **Voltaire**: *Erzählungen. Dialoge_ Streitschriften*, 3 Bde., hrsg. von M. Fontius, Berlin 1981.

- **Johann Gottlieb Fichte**: *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre*, eingeleitet von Wilhelm G. Jacobs, Hamburg: Meiner 1988 (Bd. 246).

- **Friedrich Wilhelm Joseph Schelling**: *System des transzendentalen Idealismus*, hrsg. v. Horst Brandt und Peter Müller, Hamburg: Meiner 1992. G.W.F.

- **Hegel:** *Die Phänomenologie des Geistes*, Hamburg: Meiner 1988 (Bd. 414). *Einleitung in die Geschichte der Philosophie*, Hamburg: Meiner 1966 (Bd. 166).
- **Friedrich Nietzsche:** *Jenseits von Gut und Böse*, Bd. 5 der Kritischen Studienausgabe (KSA), hrsg. v. G. Colli und M. Montinari, Berlin 1967-77. *Die fröhliche Wissenschaft*, KSA, Bd. 3.
- **Karl Marx:** *Das Kapital*, Bd. I, ökonomische Schriften I, Stuttgart: Cotta 1962.
- **Derrida, Jacques:** *Die Stimme und das Phänomen. Ein Essay über das Problem des Zeichens in der Philosophie Husserls*, übersetzt von Jochen Hörisch, Frankfurt a. M. 1979. - *Die différance*, in: ders.: *Randgänge der Philosophie*, Frankfurt a. M. 1976, S. 6-37.
- **Foucault, Michel:** *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften* (frz. Original: *Les mots et les choses*, Paris 1966), übersetzt von Ulrich Köppen, Frankfurt a. M., 10. Auflage 1991.
- **Frege, Gottlob:** *Funktion, Begriff, Bedeutung*. Fünf logische Studien, herausgegeben und eingeleitet von Günther Patzig, Göttingen 1986.
- **Hartmann, Nicolai:** *Ethik*, Berlin 1949. - *Der Aufbau der realen Welt*. Grundriss der allgemeinen Kategorienlehre, Berlin 1964.
- **Heidegger, Martin:** *Sein und Zeit*, Tübingen 16. Auflage 1986. Horkheimer, Max; Adorno, Theodor W.: *Dialektik der Aufklärung*. Philosophische Fragmente, Frankfurt a. Main 1969.
- **Husserl, Edmund:** *Cartesianische Meditationen*. Eine Einleitung in die Phänomenologie, Hamburg 1987.
- **Jaspers, Karl:** *Philosophie 11: Existenzerhellung*, Berlin Heidelberg - New York 4. Auflage 1973.

- **Martin Heidegger:** Gesamtausgabe, Vorlesung 1923-1944 Band 55 Heraklit. Vittorio Klostermann GmbH Frankfurt am Main 1979
- **Levi-Strauss, Claude:** *Das wilde Denken*, Frankfurt a. M. 1968 (frz. Original: *La pensee sauvage*, Paris 1962). *Strukturelle Anthropologie*, Frankfurt a. M. 1967 (frz. Original: *Anthropologie structurale*, Paris 1958).
- **Pierce, Charles Sanders:** *Über die Klarheit unserer Gedanken. How to make our Ideas clear*, Einleitung, Übersetzung und Kommentar von Klaus Oehler, Frankfurt a. M. 1968, 3. Aufl. 1985.
- **Whitehead, Alfred North:** *Prozess und Realität*. Entwurf einer Kosmologie, Frankfurt a. M. 1979.
- **Wittgenstein, Ludwig:** *Werkausgabe Band 1: Tractatus logico-philosophicus, Tagebücher 1914-1916, Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt a. M. 1984.